



Hosenthien, Anne
Begleithunde – weit mehr als Spielgefährten für geistig behinderte Kinder.
Eine Fallgeschichte
<http://opus.bsz-bw.de/hsrt/>

**ERSTE STAATSPRÜFUNG
FÜR DAS LEHRAMT AN SONDERSCHULEN**

01.02.2012

**AN DER
FAKULTÄT FÜR SONDERPÄDAGOGIK
DER PÄDAGOGISCHEN HOCHSCHULE
LUDWIGSBURG
IN VERBINDUNG MIT DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN
MIT SITZ IN REUTLINGEN**

WISSENSCHAFTLICHE HAUSARBEIT

THEMA:

Begleithunde – weit mehr als Spielgefährten für geistig behinderte Kinder. Eine Fallgeschichte

Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden in dieser Version die Fotos der betreffenden Personen entfernt.

REFERENTIN: Prof´in Dr. Stinkes

KOREFERENT: Prof. Dr. Weiß

Name: Anne Hosenthien

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	3
2. Beschreibung der Vorgehensweise	5
2.1. Die Einzelfallanalyse	5
2.2. Zur Auswahl meiner Fragestellung und meines Falles	6
2.3. Das problemzentrierte Interview	7
2.3.1. Der Interviewleitfaden	10
2.4. Die Vorstellung der Fallgeschichte	13
3. Pia und Wolke	17
3.1. Erklärungsansätze und Modelle für die Mensch-Tier-Beziehung	19
3.1.1. Du-Evidenz	19
3.1.2. Die Biophilie-Hypothese	20
3.1.3. Ableitungen aus der Bindungstheorie	21
3.1.4. Spiegelneurone	22
4. Die Kommunikation zwischen Pia und Wolke	24
4.1. Die Kommunikation zwischen Mensch und Tier	25
4.2. Menschliche Interaktion mit Tieren	30
4.2.1. Anthropomorphisierung	30
4.2.2. Interaktion	31
5. Wolke in der Familie	33
5.1. Ein Hund für Pia	34
5.2. Auswirkungen einer Interaktion mit dem Hund auf den Menschen	36
5.2.1. Körperkontakt	38
5.2.2. Soziale Kontakte durch Tiere knüpfen	40
5.3. Der Hund als Bereicherung für die gesamte Familie	43
5.3.1. Wolke und Pias Mutter bei der Arbeit	43
5.3.2. Wolke, Pia und die kleine Schwester	46
6. Der Behindertenbegleithund	49
6.1. Was bedeutet ‚tiergestützt‘?	50
6.2. Welche Arten der Tiergestützten Interaktion gibt es?	51
6.2.1. Pias Mutter und Wolke als Therapiehundeteam	55
6.3. Welche Voraussetzungen muss ein solcher Hund haben?	57

6.4.	Für welche Menschen ist ein solcher Hund sinnvoll?	60
7.	Pias Mutter und Wolke werden ein Therapiehundeteam.....	63
7.1.	Wer bildet einen solchen Hund aus?.....	64
7.2.	Wie verläuft eine Ausbildung?	66
7.2.1.	Allgemeine Informationen zur Ausbildung	66
7.2.2.	Die Ausbildung von Pias Mutter und Wolke	69
7.3.	Wie viel kostet das?	71
7.4.	Regelungen in Deutschland	72
8.	Eine etwas erschöpfte Wolke	74
8.1.	Überforderung des Hundes	76
8.1.1.	Mögliche Ursachen	76
8.1.2.	Anzeichen von Überforderung	78
8.2.	Der Schutz des Hundes	79
8.3.	Und in anderen Fällen	81
9.	Fazit.....	84
10.	Quellenverzeichnis.....	87
11.	Anhang	90

1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit dem Thema Begleithunde, in diesem speziellen Fall für Kinder mit geistiger Behinderung.

Mein Lieblingstier ist der Hund. Und alle, die schon einmal mit einem Hund zusammengelebt haben, können sicherlich nachvollziehen, wieso ich so empfinde. Für die anderen versuche ich es kurz zu beschreiben.

Hunde werden schnell zum Freund für den Menschen. Woran liegt das?

Sie bringen Spaß und bereiten Freude, wenn man mit ihnen spielt, ausgelassen tobt oder einfach spazierengeht. Sie strahlen Ruhe und Geborgenheit aus, wenn sie ruhig im Zimmer liegen oder sich zärtlich streicheln lassen. Sie bringen den Hundehalter raus an die frische Luft, bei Wind und Wetter und sorgen dafür, dass es trotzdem Spaß macht. Sie bieten Vertrauen und zeigen ihrem Besitzer, dass er gebraucht wird.

Die positive Wirkung auf die Gesundheit und das Gemüt der Menschen ist inzwischen bewiesen: „sie fördern Gesundheit“ (Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 151).

Somit ist es nicht nur meine subjektive Empfindung, dass Hunde zur Steigerung der Lebensqualität beitragen können.

Nach vielen Jahren mit dieser Einstellung zu Hunden veränderte sich mein Blick darauf und mir wurde bewusst, wie viel mehr in diesen Tieren eigentlich steckt, als ich behinderte Menschen im Umgang mit ihren Hunden erlebte.

Um dies erklären zu können, werde ich kurz über mich berichten. Nach dem Abitur habe ich ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) an einer Sonderschule für Geistig- und Körperbehinderte in einer benachbarten Stadt absolviert. Dort betreute ich ein 9-jähriges Mädchen anderthalb Schuljahre lang. Pia und ich kamen in dieser Zeit gut miteinander aus und über den Schulalltag hinaus hielt ich auch privaten Kontakt zu ihrer Familie. Ende 2007, ich war bereits 14 Monate Pias Betreuerin, bekam Pia ihren kleinen Hund, Wolke.

Seitdem änderte sich so einiges für Pia und ihre Familie. Ich sollte noch erwähnen, dass Pias Mutter die Ausbildung zum Therapiehund-Team mit Wolke durchgeführt hat.

Es war sehr schön zu beobachten, wie Pia mit Wolke umging, welche Auswirkungen die Anwesenheit von Wolke hatte und was Pia alles mit ihr machte, denn eigentlich machte Pia wenig. Auch war es sehr interessant zu beobachten, wie Wolke mit Pia umging. In kürzester Zeit schaffte es dieser kleine Welpe mit größter Vorsicht, aber viel Neugier und Freude Kontakt zu Pia aufzubauen.

Abgesehen von diesen sehr privaten Erfahrungen mit dem Thema ‚Begleithunde für Kinder mit geistiger Behinderung‘, bin ich selbst sehr an den theoretischen Hintergründen interessiert. Ich möchte mich ernsthaft mit der Thematik auseinandersetzen und prüfen, ob es für mich eine Möglichkeit wäre, in meinem zukünftigen Beruf als Lehrerin mit einem Hund arbeiten zu können. Was bietet mir der Hund an meiner Seite für Vorteile? Wie können Kinder mit geistiger Behinderung davon profitieren?

Begleithunde – weit mehr als Spielgefährten für geistig behinderte Kinder.
Diese These möchte ich in Form einer Fallgeschichte beleuchten und hinterfragen.

Die folgenden sieben Kapitel meiner Arbeit befassen sich mit der Beschreibung meiner Vorgehensweise, stellen die Fallgeschichte vor, beschreiben die Beziehung zwischen Pia und Wolke. Sie befassen sich mit Erklärungsmodellen für die Mensch-Tier-Beziehung, der Kommunikation und Interaktion, der Begrifflichkeit und Definition eines Begleithundes und den Voraussetzungen, die von Menschen- und Tierseite aus erfüllt werden sollten, damit eine erfolgreiche Zusammenarbeit möglich ist. Die Beschreibung über die Ausbildung von Pias Mutter und Wolke, generelle Regelungen, Grenzen und der Schutz des Hundes runden die Arbeit ab.

2. Beschreibung der Vorgehensweise

Um die von mir gewählte Thematik wissenschaftlich fundiert bearbeiten und hinterfragen zu können, habe ich mit der Einzelfallanalyse eine qualitative Forschungsmethode gewählt.

2.1. Die Einzelfallanalyse

Anhand der Einzelfallanalyse beleuchtet man den Aufbau und die Komplexität einer Geschichte oder eines Falles. Mayring beschreibt die Einzelfallanalyse wie folgt:

„Die Komplexität des ganzen Falles, die Zusammenhänge der Funktions- und Lebensbereiche in der Ganzheit der Person und der historische, lebensgeschichtliche Hintergrund sollen hier besonders betont werden“
(Mayring 2002, 42).

Daraus wird ersichtlich, dass mit Hilfe dieser Methode alle Aspekte eines speziellen Falles genau dargestellt werden können und somit Aufschluss über die gesamte Situation gegeben werden kann. Laut Fatke besteht der Sinn einer Fallarbeit darin, in erster Linie die praktische Lösung eines Problems darzustellen (vgl. Fatke 1995, 677). Es lässt sich so an einem konkreten Fall überprüfen, ob die gewählten Methoden Ergebnisse liefern, die sinnvoll und verwertbar sind. Hierin besteht ein Vorteil gegenüber den quantitativen Forschungsansätzen, die diese Möglichkeit der Überprüfung nach Abschluss der Datensammlung nicht mehr zur Verfügung haben (vgl. Mayring 2002, 42).

Weiterhin ist es bei einer Einzelfallanalyse möglich, die Besonderheiten eines Falles zu beachten und ihn daraufhin genau zu analysieren. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse haben eine hohe Aussagekraft über diese Situation.

Mayring nennt fünf Punkte, die eine zentrale Bedeutung haben, damit die wissenschaftliche Verwertbarkeit sichergestellt werden kann:

1. Es muss deutlich sein, zu welchem Zweck ein Fall gewählt wird. Im ersten Schritt wird eine Fragestellung entwickelt.

2. Abhängig von der Fragestellung muss die Falldefinition geklärt werden: die Auswahl des Falls.
3. Methoden müssen gewählt und Materialien gesammelt werden.
4. Das Material soll entsprechend aufbereitet und kommentiert werden.
5. Am Ende ist der Fall in einen Gesamtzusammenhang einzuordnen. Somit wird die Gültigkeit der Ergebnisse vergleichbar. (vgl. Mayring 2002, 43f)

Fatke schildert in seinem Aufsatz „Fallstudien in der Pädagogik“ die Komplexität der Begrifflichkeit. So wären die Bezeichnungen Fallbericht, Fallanalyse, Fallmethode, Fallgeschichte, etc. üblich, ohne, dass es klare Abgrenzungen zwischen ihnen gäbe (vgl. Fatke 1995, 676). In dem von mir gewählten Titel der Arbeit habe ich die Formulierung ‚Fallgeschichte‘ verwendet. Dies begründe ich mit dem narrativen Charakter, den ich für meine Darstellung gewählt habe.

2.2. Zur Auswahl meiner Fragestellung und meines Falles

Nachdem ich den Entschluss gefasst habe, dass ich mich im Rahmen meiner Wissenschaftlichen Hausarbeit mit Therapie- und Begleithunden beschäftigen möchte, habe ich mir in einem weiteren Schritt überlegt, welchen Aspekt dieser Thematik ich betrachten möchte. Schnell wurde klar, dass ich aufzeigen möchte, welche Bedeutung Therapie- oder Begleithunde für geistig behinderte Kinder haben können und dass sie weit mehr für sie sein können, als „nur“ Spielgefährten. Dies habe ich vor dem Hintergrund betrachtet, dass ich dies schon selbst miterleben konnte.

Wie bereits beschrieben, habe ich einen sehr persönlichen Zugang zu dieser Thematik und möchte das gerne nutzen, um die theoretischen Aspekte anhand dieser, mir bekannten, Fallgeschichte darzustellen und zu beleuchten.

Die Besonderheit bei der von mir gewählten Fallgeschichte besteht darin, dass Pia, das Kind mit Behinderungen, die Mutter Andrea mit „Therapiehundeteam“ - Ausbildung und der Hund alle in einer Familie leben und keine fremde Person zur Therapie von außen in die Familie kommt. Es spielt sich alles im Rahmen der Familie ab.

Die Tatsache, dass die Mutter des Kindes selbst eine „Therapiehund-Team“ – Ausbildung absolviert hat, kommt nicht sehr häufig vor und sollte daher unbedingt dargestellt werden. Bedingt durch diesen Umstand lassen sich an der von mir gewählten Fallgeschichte auch weitere theoretische Aspekte mit lebenspraktischen Beispielen verbinden und belegen. Dies wird im Verlauf meiner Arbeit im Wechsel geschehen.

Am Ende der Arbeit werde ich auf die kritischen Aspekte, Grenzen und Schwierigkeiten eingehen, bzw. auch Tatsachen aufzeigen, die in meiner gewählten Fallgeschichte nicht angesprochen oder aufgezeigt wurden.

An dieser Stelle möchte ich darauf aufmerksam machen, dass ich viele meiner Informationen die Fallgeschichte betreffend aus meiner persönlichen Erfahrung schöpfe, da ich die Familie schon seit längerer Zeit kenne. Meine persönlichen Erinnerung werden an manchen Stellen der Arbeit mit einfließen und dienen der Vertiefung der theoretischen Inhalte. Darüber hinaus sollen sie dazu beitragen, ein möglichst reales Bild der Fallgeschichte zu zeichnen. Sie sind als Erinnerungsprotokolle im Text gekennzeichnet.

Einige, noch offene Fragen, werden sich im Verlauf meiner Bearbeitung des Themas in Form eines Interviews mit der Mutter klären. Auch hatte ich die Gelegenheit mit der Ausbilderin der Therapiehund-Teams zu sprechen und sie danach schriftlich zu befragen.

Bei den theoretischen Aspekten beziehe ich mich auf die gängige Literatur zum Thema, so unter anderem auf Sylvia Greiffenhagen und Oliver N. Buck-Werner, Monika A. Vernooij und Silke Schneider, Inge Röger-Lakenbrink, Carola Otterstedt und Erhard Olbrich u.v.m.

2.3. Das problemzentrierte Interview

Das Interview ist eine bedeutende Methode zur Gewinnung von Informationen innerhalb der qualitativen Forschung. Diese Form ermöglicht einen individuellen Zugang auf sprachlicher Ebene. Im Gesprächsverlauf sind die persönlichen Erfahrungen und das Wissen der Person mit Fachkenntnissen gefragt, da sich somit wertvolle Informationen sammeln lassen, die bei der Durchführung eines Fragebogens vermutlich nicht zu erfassen wären. Dadurch hat man die

Möglichkeit, sehr subjektive Empfindungen und Einschätzungen über eine Sache von einer Person mit Fachkenntnissen zu erfahren (vgl. Mayring 2002, 66-69).

Es gibt verschiedene qualitative Interviewformen. Ich habe mich, bedingt durch die Fallgeschichte, für das problemzentrierte Interview entschieden. Besonders in Fällen, in denen schon viele Informationen über den Gegenstand vorhanden sind, bietet sich diese Form des Interviews an (vgl. Mayring 2002, 70).

Das problemzentrierte Interview, geprägt durch Witzel, ist eine offene Art des Interviews. Er definiert diese Form

„als eine Methodenkombination bzw. -integration von qualitativem Interview, Fallanalyse, biografischer Methode, Gruppendiskussion und Inhaltsanalyse“ (Mayring 2002, 68).

Die Problemstellung ist dabei definiert und soll eine Art *roten Faden* darstellen, sie soll aber in einem offenen Gespräch von der zu interviewenden Person, ganz ohne Vorgaben, beantwortet werden. Man spricht von einer „halbstrukturierten Befragung“ (Mayring 2002, 67). Die Aufgabe des Interviewers besteht darin, einen Interviewleitfaden zu entwickeln und diesen im Laufe des Gespräches anzuwenden. Grundlage bieten die Problemzentrierung, die Gegenstandsorientierung, die Prozessorientierung und die Offenheit. Weiterhin muss man sich vor Augen führen, dass zwischen den beiden Beteiligten eine Vertrauensbeziehung entstehen sollte, da das Gespräch an sehr persönliche Inhalte und Gefühle anknüpft (vgl. Mayring 2002, 67).

Der Aufbau des problemzentrierten Interviews ist folgender:

Phase	Inhalt
1. Problemanalyse	Auseinandersetzung mit der problemhaften Thematik. Basis für die Zusammenstellung der Leitfragen.
2. Leitfadenkonstruktion	Sollte Einstiegsfragen und weitere Vorschläge enthalten. Dient der sinnvollen Reihenfolge des Dialogs.

3. Pilotphase - Leitfadenerprobung und Interviewerschulung	Ein Testdurchgang des Interviewleitfadens, bei dem eventuelle Unstimmigkeiten korrigiert werden können. Dient zusätzlich der Schulung der interviewenden Person.
4. Interviewdurchführung – Sondierungsfragen, Leitfadenfragen, Ad-hoc-Fragen	Meint im ersten Schritt die Sondierungsfragen, um einen allumfassenden Einstieg in die Thematik zu gewährleisten. Dann die Leitfadenfragen, die den Kern der Sache erfassen sollen und im weiteren Verlauf die Ad-hoc-Fragen. Ad-hoc-Fragen werden spontan vom Interviewer gestellt, wenn sie für die Thematik von Bedeutung sind, aber nicht im Leitfaden vorkommen.
5. Aufzeichnung	Materialsicherung. Das Gespräch sollte, wenn möglich aufgezeichnet werden, oder es sollte ein Protokoll geführt werden. Dazu ist das Einverständnis der befragten Person unbedingt notwendig.

(veränderte Abbildung nach Mayring 2002, 71, Abb. 7).

Die Problemanalyse werde ich in den Kapiteln drei, vier, fünf, sechs, sieben und acht durchführen und beschreiben. Der Leitfaden folgt im nächsten Punkt.

Aufgrund der zeitlichen Vorgaben war es mir nicht möglich eine Pilotphase durchzuführen. Den Leitfaden habe ich mit meinen betreuenden Professoren besprochen und in einzelnen Punkten verbessert.

Die Interviewdurchführung erfolgte am 04.01.2012 und wurde als Audiodatei aufgezeichnet. Die Transkription befindet sich im Anhang meiner Arbeit. Die Interviewergebnisse finden sich in den einzelnen Kapiteln, um an den entsprechenden Stellen die Thematik zu bestätigen und zu bekräftigen.

2.3.1. Der Interviewleitfaden

Viele Informationen über die von mir gewählte Fallgeschichte hatte ich schon vor Beginn meiner wissenschaftlichen Hausarbeit durch den mittlerweile sechsjährigen Kontakt zur Familie erhalten. Um die Inhalte der von mir gewählten Kapitel genauer beschreiben zu können, bedarf es aber noch weiterer und in manchen Fällen vertiefender Informationen. Einige Antworten sind mir bereits bekannt, diese Fragen stelle ich dennoch ganz bewusst, da ich diese gerne innerhalb meiner Aufnahme erfassen würde.

Das Interview mit Pias Mutter Andrea soll, wie beschrieben, möglichst offen erfolgen. Dabei habe ich Fragen zu Themenschwerpunkten gewählt, bei denen ich mein Wissen erweitern möchte.

1. Pia und Wolke (zu Kapitel 3)

An dieser Stelle möchte ich die sehr persönliche Einschätzung von Andrea erfahren. Was meint sie, wie Pia und Wolke eine Beziehung zueinander aufgebaut haben, bzw. kann man schon von einer Bindung sprechen?

- Pia und Wolke haben sehr schnell zueinander gefunden. Du hattest mir schon erzählt, wie aufgeschlossen Wolke damals beim ersten Kennenlernen beim Züchter gewesen ist.

Wie war die erste Zeit, als Wolke bei euch zu Hause war – speziell im Hinblick auf Pia?

(Frage im Bezug auf Familie folgt später)

- Gab es spezielle Ereignisse, durch die die beiden eine Beziehung zueinander aufbauten?

2. Kommunikation zwischen Wolke und Pia (zu Kapitel 4)

Zwar kenne ich Pia gut, habe sie aber im Alltag mit Wolke immer nur stundenweise erlebt. Daher möchte ich durch die Fragen erfahren, ob es spezielle Verhaltensmuster zwischen Pia und ihrem Hund gibt, durch die sie miteinander kommunizieren.

- Wie kommuniziert Pia mit Wolke?

- Wie verhält Pia sich, wenn sie möchte, dass Wolke zu ihr kommt?
- Wie macht Wolke Pia auf sich aufmerksam?
- Was denkst du, ist die Besonderheit der Beziehung zwischen Pia und Wolke?
- Was schafft Wolke bei Pia, was Menschen nicht können?
- Wie verhalten sich Fremde, wenn sie dich, Pia und Wolke beim Spaziergang treffen? Werdet ihr angesprochen?

3. Wolke in der Familie (zu Kapitel 5)

An dieser Stelle würde ich gerne mehr darüber erfahren, wie die Familie selbst das neue Familienmitglied wahrgenommen hat, und wie sich das damals angefühlt hat, als Wolke bei der Familie einzog.

- Wie sind damals die ersten Tage mit Wolke in der Familie gewesen?
- Du wolltest mit Wolke ursprünglich beruflich aktiv werden. Warum hat das nicht funktioniert? Kannst du mir etwas darüber erzählen?
- Trotzdem seid ihr als „Therapiehund-Team“ im Einsatz...?
- Du betonst immer wieder, wie sehr Wolke eure gesamte Familie bereichert hat. Wie konnte Wolke das erreichen?
- Wie ist deine Einschätzung von Wolkes Wirkung auf die Schwesternbeziehung von Pia und Sandra? Kannst du das nochmal darstellen?

4. Pias Mutter und Wolke werden ein Therapiehunde-Team (zu Kapitel 7)

Die Motivation für diese Ausbildung von Andrea und Wolke kenne ich. Trotzdem würde mich noch interessieren, wie die Ausbildung verlaufen ist. Ob es hohe Anforderungen oder Schwierigkeiten gab, vor allem vor dem Hintergrund, dass Andrea mit ihren Töchtern eine wichtige Verpflichtung hat und damit nicht frei über ihren Alltag verfügen kann.

- Wie lange dauerte eure Ausbildung zum Therapiehunde-Team?
- Wolke ist ein sehr lebhaftes Tier. War das manchmal ein Problem?
- Wie erlebtest du die Anforderungen in der Ausbildung?

- Welche Aspekte waren dir besonders wichtig bei Wolkes Ausbildung (auch im Bezug auf Pia)?
- Du hast ja mit Pia und Wolke eine langjährige Erfahrung gemacht. Hat sich in deiner Einschätzung über die therapeutische Wirkung von Hunden etwas verändert in Hinsicht auf die Beziehung zwischen deiner Tochter und dem Hund?
- Wurden die von dir erwünschten Wirkungen erreicht? Oder auch nicht? Haben sie sich auch im Laufe der Zeit verändert?

5. Eine etwas erschöpfte Wolke (zu Kapitel 8)

Bei der Arbeit mit Hunden besteht das Risiko der Überforderung des Hundes. Auch andere Schwierigkeiten können auftreten. Hier möchte ich erfahren, ob es im Zusammenleben mit Wolke manchmal zu solchen Situationen kommt und welche Grenzen im Allgemeinen in der Zusammenarbeit mit einem Therapiehund erreicht werden können.

- Gibt es Tage, an denen Wolke ihre Ruhe braucht und Abstand zu Pia nimmt?
- Gibt es Situationen in denen Wolke Stress hat? Wie sehen diese Situationen aus?
- Was wäre wünschenswert, was ihr mit Wolke bei Pia noch erreichen könntet?
- Bei anderen Familien (ich denke an eine bestimmte Familie) hat die Anwesenheit des Hundes keine Auswirkungen auf die Tochter. Was meinst du, woran das liegen könnte?

Abschließende Frage:

- Du weißt ja, worum es in meiner Arbeit geht. Gibt es noch irgendetwas, was du bedeutend findest und was du ergänzen würdest?

2.4. Die Vorstellung der Fallgeschichte

Pia kam am 27.02.1997 als erstes Kind der Familie auf die Welt. Bereits während der Schwangerschaft wurde eine Fehlbildung ihres Gehirns festgestellt, eine *semilobäre Holoprosencephalie mit Kleinhirnaplasie*, die die Bildung eines *Hydrocephalus* zur Folge hatte. Nach der Geburt wurde auch eine *Dandy-Walker-Fehlbildung* diagnostiziert.

Auf Grund der Dandy-Walker-Zyste hat sich nur die Fontanelle geschlossen, nicht die Schädeldecke. Weiterhin stellte man eine beinbetonte spastische Cerebralparese und einen Klumpfuß fest. Pia lebt mit einem epileptischen Anfallsleiden.

Doch welche Auswirkungen haben diese Diagnosen?

Bedingt durch ihre massive Gehirnfehlbildung, die eine schwere Intelligenzminderung zur Folge hat, lebt Pia neben der geistigen Behinderung und der starken Entwicklungsverzögerung mit einigen Einschränkungen.

Aufgrund ihres Anfallsleidens ist sie medikamentös eingestellt. Im Falle eines Grand Mal Anfalls bekommt sie sofort ein Notfallmedikament, doch lebt sie seit vielen Jahren ohne diese Art der epileptischen Anfälle. Pias Sprache ist nicht entwickelt, sie gibt aber durchaus Laute von sich und lacht viel. Ihre Gestik und ihre Mimik sind sehr gut ausgeprägt, dies nutzt sie häufig als Ausdrucksmittel. Pia hat einen Sehrest von unter 4%, demnach ist sie nahezu blind. Sie nimmt Bewegungen in ihrer nahen Umgebung und sehr bunte, knallige Farben wahr. Die Ärzte aus der Augenklinik haben festgestellt, dass Pia im Stillabstand, also etwa im Umkreis von 30 Zentimetern um sie herum, etwas wahrnehmen kann. Pias Gehör ist sehr empfindlich, besonders bei hohen Tönen. Ihre kleine Schwester Sandra stellte einmal fest, dass Pia sogar besser hören kann als Wolke. Tiefe Töne mag sie sehr. Pia kann nicht gehen und sitzt im Rollstuhl. Trotzdem hat sie eine enorme Kraft in den Beinen und kann diese im Sitzen, Liegen oder beim Schwimmen bewegen. Zur Förderung ihres Kreislaufes und der Oberkörper- und Kopfhaltung wird Pia mehrmals pro Woche in ihrem Stehständer gelagert. Nach ihrer Geburt wurde Pia wegen ihres Hydrocephalus drei Mal operiert, seitdem ist sie Shunt-versorgt. Dieser Shunt wurde 2009 ausgetauscht, da er durch ihr Wachstum bedingt zu reißen drohte.

Da Pias Kleinhirn nur sehr wenig ausgeprägt ist und sie nur einen geringen Sehrest hat, ist ihr Gleichgewichtssinn sehr schlecht entwickelt. Dies löst oft Unsicherheit und Ängste bei ihr aus, so zum Beispiel beim Auto fahren oder spazierengehen, bzw. bei allen Gelegenheiten, bei denen sich eine schnelle Veränderung in der Raum-Lage-Wahrnehmung vollzieht.

An den Händen lässt Pia kaum eine Berührung zu, man spricht von einer Übersensibilisierung. Dies war zumindest so, bis Pia ihren Hund bekam.

Aufgrund der damals offenen Schädeldecke sollte man im Umgang mit Pia sehr vorsichtig mit ihrem Kopf umgehen und sie vor fliegenden Gegenständen und zu wilden Mitschülern schützen. Unbedingt ist zu verhindern, dass sie stürzt, zum Beispiel, wenn sie im Rollstuhl sitzt. Pias Mundmotorik ist nicht entsprechend ausgebildet, daher kann sie nicht kauen. Sie isst Breiartiges, pürierte Speisen und Kindernahrung. Das Essen wird ihr vom Löffel gegeben.

Wegen ihrer medikamentösen Einstellung, die sich belastend auf die Leber auswirkt, soll Pia mindestens anderthalb Liter am Tag trinken. Das gestaltet sich nicht immer einfach, da Pia vom Löffel trinkt. Das schluckweise Trinken vom Löffel ist eine Hinführung zum Trinken aus dem Becher, was ein langfristiges Ziel darstellt. Pia ist inkontinent und wird daher gewickelt. Dabei hilft sie aktiv mit und hebt zum Beispiel den Po an. Auch beim Umziehen unterstützt sie aktiv, in dem sie beispielsweise den Kopf oder die Arme hebt.

Pia ist überempfindlich gegenüber Lärm. Daher kann sie laute Umgebung und zu viel Lärm nicht gut ertragen. In solchen Situationen reagiert sie zum Teil mit Weinen, Wut oder stereotypem Verhalten. Dieses äußert sich bei ihr durch Kopfschütteln, in schlimmen Situationen schlägt sie sich die Hand an den Kopf oder zieht an ihren Haaren. In solchen Fällen kann es auch zu einer kleinen, anfallartigen Übersteigerung kommen, die man schnellstens unterbrechen sollte, damit es nicht zu einem Grand Mal Anfall kommt.

Eine Begegnung: Pia und ich lernen uns kennen

„Ich lernte Pia im September 2006 kennen, als ich mein FSJ an einer Sonderschule für Geistig- und Körperbehinderte begann. Damals war Pia 9 Jahre alt.

Bis zu diesem Zeitpunkt kannte ich zwar Kinder mit Behinderung, aber einen sehr nahen, direkten Umgang mit ihnen hatte ich bislang noch nicht erlebt. In den ersten Tagen war ich im Umgang mit Pia sehr zaghaft und beinahe schon übervorsichtig. Ich kannte sie kaum und hatte große Angst davor, dass ihr etwas passieren könnte, ich ihr in irgendeiner Weise weh tun könnte, oder etwas falsch machen könnte.

Doch bald konnte ich mit dieser Verantwortung wesentlich besser umgehen und begann damit, Pia in erster Linie als Kind zu betrachten und erst danach ihre Einschränkungen durch die Behinderungen zu beachten. Selbstverständlich prüfte mich Pia in vielen Situationen und testete ihre Grenzen aus. Doch bereits nach kurzer Zeit waren wir ein wirklich gutes Team. Diesen Umstand verdankten wir zum Teil auch Pias Differenzierungsunterricht, in dem sie Basale Stimulation, Basale Kommunikation und Snoezelen hatte, was dazu führte, dass nach kurzer Zeit eine vertraute Beziehung zwischen uns entstehen konnte.

Schwierigkeiten gab es mit Pia nur in manchen Situationen, die automatisch im Schullalltag entstehen, wenn sich z.B. die gesamte Stufe zum Geburtstagssingen traf und es sehr laut wurde, oder ihre Mitschüler im Klassenzimmer wild tobten. Von Zeit zu Zeit bekam Pia in solchen Situationen richtige Wut- und Trotzanfälle, die sich manchmal zu einer anfallartigen Übersteigerung entwickelten. Dann weinte sie ganz herzerreißend, begann mit stereotypem Verhalten und war nur schwer zu beruhigen. In solchen Situationen half es meist, sie aus dem Lärm herauszunehmen, ihr viel körperliche Nähe anzubieten und z.B. eine Melodie zu summen. Spaziergänge, oder der Gang zum Supermarkt waren auch häufig Momente, in denen Pia ihren Unmut äußerte und zu weinen begann.

Man wollte Pia nicht von allen Aktivitäten automatisch ausschließen und hoffte, dass sie Stück für Stück lernen würde damit umzugehen. Schließlich waren Fortschritte erkennbar, seit der Zeit in der Grundstufe hatte es sich schon

wesentlich verbessert und sie konnte zunehmend leichter damit umgehen. Pia sollte die Dinge zumindest ausprobieren und manchmal mit dabei sein. Wenn sie es gar nicht aushalten konnte und sie auch nicht zu beruhigen war, zog ich mich mit ihr zurück.

Zwischenzeitlich lernte ich Pias Familie kennen und wurde in meinem Umgang mit ihr bestätigt. Besonderen Wert legt Andrea auf einen konsequenten Umgang mit Pia, so versucht sie zu verhindern, dass Pia auf Grund ihrer Behinderung Vorzüge erfährt, die ein nicht behindertes Kind nicht erfahren würde. Trotzdem machte sie sich ständig Gedanken darüber, wie sie Pia in ihrer Entwicklung und ihrem Alltag zusätzlich zu den schon vorhandenen Angeboten unterstützen könnte. Und so teilte sie mir Ende 2007 mit, dass demnächst ein Hundewelpen bei ihnen einziehen würde“ (Erinnerungsprotokoll 1, das Kennenlernen).

3. Pia und Wolke

„Früher lebte Pia mit ihrer Mutter und ihrer kleinen Schwester zusammen. Mittlerweile ist aus der kleinen Familie eine etwas größere Patchworkfamilie mit tierischem Zuwachs geworden. Wolke, ein Australian Shepherd Welpen, zog im Dezember 2007 bei der Familie ein. Es war schon lange der Wunsch von Andrea, ein Tier für Pia zu haben, das Zeit mit ihr verbringt, sich bei ihr aufhält, mit ihr spielt und ihr Nähe bietet. Der Versuch, Pia diese Nähe mit dem Hasen der Familie zu ermöglichen, blieb erfolglos, da sich dieser zu viel bewegte und erschrak, sobald Pia sich unvorhersehbar oder zu ruckartig bewegte“ (Erinnerungsprotokoll 2, Wolke zieht ein).

Andrea wurde durch einen Dokumentarfilm darauf aufmerksam, wie geistig behinderte Kinder auf Hunde reagieren. In diesem Film wurde auch ein Therapie-Begleithunde-Team vorgestellt und sie beschloss, dass dies der richtige Weg für sie und ihre Tochter wäre.

Der Hund kann ideal auf Pias Umfeld und Alltag abgestimmt werden. Andrea kann zusätzlich als Therapiehundeteam mit dem Hund auch in anderen Einrichtungen arbeiten und somit neben der Mutterrolle für die beiden Töchter eine weitere, sinnvolle Aufgabe übernehmen.

„Als Wolke Ende 2007 bei der Familie einzog, waren alle Familienmitglieder begeistert und Wolke wurde schnell in das Familienleben integriert. Pia war bereits nach kurzer Zeit eine sehr stolze Hundebesitzerin und hatte die damals noch sehr kleine Wolke immer um sich herum. Wolke saß oft auf Pias Schoß im Rollstuhl, lag neben ihr in ihrem Sessel und durfte sogar mit ihr im Bett liegen. Zusätzlich zu dieser begleitenden Rolle sollte sich Wolke aber auch in anderen Bereichen nützlich machen und Pia und ihre Mutter im Alltag unterstützen. So gehört es beispielsweise zu Wolkes Aufgaben, dass sie Andrea beim Windelwechsel die frische Windel bringt und anreicht. Diese kleinen Dienste ziehen sich durch den Familienalltag, so assistiert Wolke auch beim Aufhängen der Wäsche oder beim Bringen von Spielsachen“ (Erinnerungsprotokoll 3, Wolke zieht ein 2).

Pia und Wolke 2010

Der Umgang zwischen Pia und ihrem Hund Wolke war von Beginn an sehr vertraut und wirkte, als wäre Wolke schon immer an Pias Seite gewesen. Schnell konnte Pia die kleine Hündin akzeptieren und ihre Nähe genießen. Körperkontakt war von Anfang an besonders wichtig, so Andrea (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 1). Bereits die Tatsache, dass Pia plötzlich Berührungen an ihrer Handfläche zulassen konnte und von sich aus den Hund streichelte und nach ihm tastet wirft die Frage auf, wie dies zu begründen ist.

Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, wie Tiere positiv auf den Menschen wirken und wie der Mensch die Anwesenheit eines Tieres in seinem Umfeld würdigt. Vor allem die freie Begegnung zwischen Mensch und Tier kann die körperlichen, seelischen, mentalen Stärken des Menschen fördern und die sozialen Kompetenzen steigern (vgl. Otterstedt 2003, 65).

Vernooij und Schneider verdeutlichen, dass die Beziehung zwischen Mensch und Tier seit den Anfängen der Menschheit dokumentiert worden ist und Tiere

darüber hinaus in allen Kulturen, neben der Rolle als Nutztiere oder Nahrungsquelle, auch eine weitaus größere Rolle einnehmen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, S.2).

Die Domestikation von Tieren hat eine lange historische Entwicklung. Laut Greiffenhagen und Buck-Werner ist der Hund das älteste Haustier des Menschen. Doch geklärt ist nicht, ob dieser Umstand darauf beruht, dass der Hund von großem Nutzen für den Menschen ist, beispielsweise in seiner Funktion als Hirten- oder Wachhund oder aber auf Grund seiner Funktion als Gefährte für den Menschen (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 20).

3.1. Erklärungsansätze und Modelle für die Mensch-Tier-Beziehung

Die Beziehung, die zwischen Mensch und Tier existiert, kann durch mehrere, in der Theorie bekannte Erklärungsansätze beschrieben werden.

Einer davon, der sehr nah an das beschriebene Verhalten zwischen Mensch und Tier herankommt, ist die Du-Evidenz. Sie stellt die unverzichtbare Grundlage für die therapeutische und pädagogische Arbeit mit Tieren dar (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 24).

Ein weiterer Erklärungsansatz ist die Biophilie-Hypothese. Mit der Bindungstheorie und dem Konzept der Spiegelneuronen folgen zwei weitere Modelle, die allerdings noch am Anfang ihrer Erforschung stehen.

3.1.1. Du-Evidenz

Das Konzept der Du-Evidenz besagt, dass Menschen mit Tieren eine gleichwertige Beziehung eingehen können. Diese Art der Beziehung gestaltet sich ähnlich, wie Mensch und Mensch beziehungsweise Tier und Tier in natürlicher Weise Beziehungen miteinander eingehen (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 22).

Dieser Umstand ist auch auf andere Bereiche, beispielsweise subjektive Erlebnisse, übertragbar und kann sich möglicherweise nur in die eine der beiden Richtungen entwickeln (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 23).

Der tierischen Du-Evidenz liegt zu Grunde, dass der Mensch im Tier einen Gefährten sieht, dem er „personale Qualitäten“ (Greiffenhagen/Buck-Werner

2011, 23) zuschreiben kann. In dem Moment, indem der Mensch das Tier mit einem eigenen Namen versieht, spricht er ihm eine besondere Rolle zu. Das Tier gewinnt dadurch an Individualität und hebt sich von der Masse seiner Artgenossen ab. Es ist nun „Subjekt mit Bedürfnissen und Rechten“ (Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 23) und wird somit wie ein ernsthaftes Familienmitglied behandelt (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 23).

Zurückzuführen ist der Begriff auf Karl Bühler, er beschrieb die „Du-Evidenz“ als respektvollen Umgang zwischen zwei Menschen, die einander wahrnehmen und anerkennen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 7).

Bereits 1931 beschrieb Geiger die Beziehung zwischen Mensch und Tier mit Hilfe der „Du-Evidenz“ (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 8).

3.1.2. Die Biophilie-Hypothese

Die Biophilie-Hypothese ist ein weiterer Erklärungsansatz für das Zustandekommen einer Beziehung zwischen Mensch und Tier.

Sie besagt, dass der Mensch eine tief verwurzelte, biologisch gegebene Verbundenheit zur Natur in sich trägt. Dies beinhaltet alles Natürliche und alle Lebewesen, die den Menschen im Laufe seiner Evolution begleitet haben (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 4).

Vernooij und Schneider machen dies daran deutlich, dass Tiere schon zu früheren Zeiten dem Menschen nicht nur als Nahrungsquelle dienten, sondern auch Gefährten für den Menschen darstellten. So konnte der Mensch auch vieles aus dem Verhalten des Tieres lernen, es deuten und sich somit beispielsweise vor Bedrohungen schützen, die das Tier bereits wahrgenommen hat (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 5).

Um die therapeutische Wirkung der Tiere nachvollziehen zu können, bedarf es mehr als naturwissenschaftlich-medizinischem Wissen, so Olbrich. Nach der Idee der Biophilie-Hypothese liegt die besänftigende Wirkung der Tiere vor allem darin, dass sie den Menschen in seiner Entwicklung begleitet haben und Beziehungsobjekte für ihn darstellen. Sie erweitern den menschlichen Alltag und runden diesen ab (vgl. Olbrich 2003, 73ff).

Die Psychologin Andrea Beetz vermutet, dass die Verbundenheit zur Natur und das Zusammenleben mit Tieren auch im modernen Alltag benötigt werden, um eine optimale Entwicklung zu durchlaufen. Dies ist ein bedeutender Aspekt, wenn man sich die Schnelligkeit und Geschwindigkeit der modernen und leistungsorientierten Gesellschaft vor Augen führt. Trotzdem ist sie der Ansicht, dass die Biophilie-Hypothese nicht ausreicht, um die persönlichen Beziehungen zwischen Mensch und Tier zu erklären (vgl. Beetz 2003, 80-83).

3.1.3. Ableitungen aus der Bindungstheorie

Das Konzept der „Du-Evidenz“ und die Biophilie-Hypothese beschreiben die Beziehung zwischen Mensch und Tier als eine natürlich gegebene Art der Beziehung. Beetz erweitert die Erklärungsmodelle und bedient sich der Bindungstheorie, um die Beziehung zwischen Mensch und Tier zu beschreiben (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 10f).

Die Basis für die Entwicklung sozialer Intelligenz und Kompetenzen, Empathiefähigkeit und die Steuerung von Gefühlen liegt vermutlich in den Bindungen, die man in der Kindheit erfahren hat. Diese Art der Beziehung ist nicht nur zwischen Menschen möglich, sondern auch zwischen Mensch und Tier (vgl. Beetz 2003, 77).

Demnach ist es möglich, dass auch Tiere die Bindungsbedürfnisse von Kindern in ähnlicher Form erfüllen können, wie der Mensch es für gewöhnlich tut (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 176).

Auch könne man emotionale Intelligenz dadurch fördern, dass man sich in der Kindheit oder auch im höheren Alter mit Tieren umgibt und Beziehungen zu ihnen eingeht. Die daraus erworbenen Kenntnisse über Bildung von Beziehungen können auf das Beziehungsgefüge zu Menschen angewendet werden. Die Ursache für diese positive Wirkung des Zusammenlebens mit Tieren liegt nach Beetz darin, dass Tiere im Gegensatz zur menschlichen Gesellschaft, ohne Werte und Normen ihr Interesse bekunden und dem Menschen somit das Gefühl von Vertrautheit vermitteln. Auch wird dies dadurch begünstigt, dass bei der non-verbalen Kommunikation der Tiere keine Missverständnisse wie in der verbalen Sprache der Menschen auftreten können (vgl. Beetz 2003, 81f).

Bindung spielt für den Hund ebenfalls eine große Rolle. Dieses Vertrauen erlangt der Besitzer durch positive Erlebnisse mit dem Tier, Körperkontakt und Nähe, aktivem Spiel etc. Die Erfahrungen sind für das Tier grundlegend, auf diese Weise erfährt es Sicherheit und fühlt sich wohl bei seinem Besitzer (vgl. Reichenbach/Lehari 2009, 9f).

3.1.4. Spiegelneurone

Für die Vollständigkeit der Erklärungsmodelle für die Mensch-Tier-Beziehung wird im Folgenden ein Konzept aus der Neuroethologie vorgestellt, das Konzept der Spiegelneuronen.

Die Neuroethologie beschäftigt sich „sowohl mit der neuronalen Basis von Verhalten und sensorischer Wahrnehmung“ (<http://www.zoologie.uni-bonn.de/abteilungen/neuroethologie-sensorische-oekologie>, Entnahmedatum: 10.01.2012).

Das Modell besagt, dass durch bestimmte Nervenzellen im menschlichen Gehirn, die Spiegelneurone, während der Beobachtung eines Vorganges bei einer anderen Person eine Art der Nachahmung des Beobachteten entstehen kann. Dieser Vorgang verläuft automatisiert, sobald wir etwas beobachtet haben. Man kann nicht aktiv darauf Einfluss nehmen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 12).

Übertragen auf die Mensch-Tier-Beziehung gibt es bislang nur die Vermutung, dass auch Tiere „emotionale Resonanzphänomene“ (Vernooij/Schneider 2010, 13) auslösen können (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 13).

Somit könnte der Mensch auch Handlungen des Tieres „spiegeln“ (Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 176).

Dieser Erklärungsansatz bedarf allerdings noch weiterer Forschung, auch da noch nicht belegt werden konnte, ob abgesehen vom Menschen noch andere Säugetiere über Spiegelneuronen verfügen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 12). Wenn man dies beweisen könnte, wäre es eine denkbare Erklärung dafür, dass Tiere zur Verbesserung der menschlichen Stimmung beitragen (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 177).

Beschrieben wurden vier Erklärungsansätze für das Gelingen einer Beziehung zwischen Mensch und Tier.

Umso länger ich mich damit auseinandersetze, desto eher neige ich dazu, eine Mischform all dieser theoretischen Modelle als die Erklärung einer funktionierenden Beziehung zwischen Mensch und Tier zu betrachten. So könnte ich nun die Beziehung zwischen Pia und ihrem Hund Wolke keinem Modell eindeutig zuordnen, da sicherlich jeder Ansatz in irgendeiner Form vertreten ist.

„Das Vertrauen ist anders in einen Hund. Ein Hund gibt immer alles, ist nie böse, hat nie schlechte Laune, ist immer bereit. Diese große Wärme und die 1000%-ige Liebe. Das ist eine andere Beziehung.“ (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 3)

Im Interview mit Andrea wurde deutlich, dass eine besondere Beziehung zwischen Pia und Wolke besteht. Eine große Besonderheit der Beziehung sieht sie in der Feinfühligkeit, die der Hund Pia entgegenbringt. Gerade weil Pia die sprachliche Kommunikationsfähigkeit fehlt und sie nie genau äußern kann, was sie bewegt. Wolke kann dies sehr gut wahrnehmen und entsprechend darauf reagieren, viel feinfühlicher, als jeder andere (vgl. Interview Andrea, siehe Transkription S. 3).

Aufgebaut haben Pia und Wolke die Beziehung alleine. Andrea hat es ihnen nur ermöglicht, indem sie Hund und Kind die Gelegenheit gegeben hat, zusammen zu kommen (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 8).

Spezielle Ereignisse, die diese Beziehung begünstigt haben, gab es nicht. Es hat sich „kontinuierlich aufgebaut“ (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 1).

Einen, sich positiv auswirkenden, Faktor sieht die Andrea darin, dass jeder Kontakt zu ihrer Tochter von Wolke freiwillig zustande kommt. Wolke wird nicht dazu gezwungen, etwas zu tun, was sie nicht möchte. So kann sie jederzeit gehen, wenn sie keine Lust mehr hat.

Von Anfang an hat Andrea Körpernähe zwischen Pia und Wolke zugelassen und angestrebt. So kann Wolke jederzeit zu Pia kommen, wenn sie es möchte (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 1).

4. Die Kommunikation zwischen Pia und Wolke

Sobald Pias Hündin Wolke merkt, dass sie gebraucht wird, ist sie sofort zur Stelle. Bewusst signalisieren kann Pia das ihrem Hund nicht.

Die Frage, ob es ein spezielles Verhaltensmuster von Pia gibt, wenn sie möchte, dass Wolke zu ihr kommt, verneint ihre Mutter. Dennoch scheint Wolke intuitiv zu wissen, wann ihre Anwesenheit Pia gut tut. So zum Beispiel, wenn sich Pia aufregt oder von irgendetwas begeistert ist.

Andrea stellt fest, dass Wolke das Verhalten von Pia regelrecht erörtert und entsprechend darauf reagiert (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 2).

Auch wollte ich erfahren, wie Wolke Pia auf sich aufmerksam macht. Andrea führt dies auf die Nähe zurück, die der Hund ihrer Tochter in diesen Momenten bietet. So setzt sich Wolke oft zu Pia auf den Schoß, wenn sie im Rollstuhl sitzt oder legt sich zu ihr auf das Sofa oder ins Bett. Das darf Wolke allerdings nur mit Erlaubnis eines Familienmitgliedes, sie muss in diesen Momenten auf das richtige Kommando warten (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 2).

Eine weitere Art der Kommunikation besteht zwischen den beiden, wenn sich Wolke durch das Zimmer bewegt und dabei Geräusche entstehen. Pia reagiert auf diesen Trubel meist mit Freude und beginnt zu lachen. Geräusche, die Wolke durch ihre Anwesenheit erzeugt, verursachen bei Pia in den meisten Fällen eine positive Reaktion und erzeugen Freude, zum Beispiel, wenn Wolke auf dem Holzboden sitzt und mit dem Schwanz wedelt. In dem Moment entsteht ein leises, kaum wahrnehmbares Geräusch, das Pia sofort zum Lächeln bringt (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 2f).

Sehr viel Austausch findet im Spiel statt, zum Beispiel zwischen Pia, einem weiteren Familienmitglied und Wolke. Auf diese Weise erfährt Pia immer wieder Körperkontakt mit Wolke, z.B. wenn Wolke ein Spielzeug, das Pia zugeworfen wurde bei ihr aus dem Schoß nimmt, oder beim Toben gegen ihre Beine ‚schlägt‘ (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 2 und 8).

4.1. Die Kommunikation zwischen Mensch und Tier

Ein wichtiger Ansatzpunkt, warum Tiere, bzw. in diesem Fall Hunde, so bedeutend für den Menschen sind und der Aufbau einer Beziehung schnell gelingen kann, liegt in der besonderen Kommunikation zwischen Mensch und Tier.

„In der Gegenwart des Tieres kann der Mensch so sein, wie er ist. Er kann seinen Gefühlen freien Lauf lassen“ (Vernooij/Schneider 2010, 21).

Worin liegen die Ursachen für diese bedingungslose Begegnung zwischen Mensch und Tier? In welcher Sprache kommunizieren Mensch und Tier (vgl. Olbrich 2003, 84)?

Ein paar grundsätzliche Aspekte der Kommunikation helfen, dies zu erläutern. Im Folgenden werden ausschließlich die Punkte erläutert, die ausschlaggebend für die Beziehung zwischen Mensch und Tier sind.

Generell wird zwischen verbaler und nonverbaler Kommunikation unterschieden. In einem weiteren Schritt spricht man innerhalb der Theorie über Kommunikation von digitaler oder analoger Kommunikation.

Für die Mensch-Tier-Beziehung betrachten wir die nonverbale und analoge Kommunikation genauer. Diese umfassen alle kommunikativen Handlungen, die nicht zu den offiziellen Zeichen- und Symbolsystemen gehören, eher individueller Natur sind und in kommunikativen Situationen genutzt werden (vgl. Vernooij/Schneider, 16).

Der nonverbale Anteil von Kommunikation besteht nach Vernooij und Schneider, die sich wiederum auch auf Scherer und Wallbott beziehen, zum Teil aus Körperbewegungen, paralingualen Phänomenen, der Raumposition, der Geruchsausstrahlung einer Person, der Haptik oder aus personengebundenen Sachprodukten, wie zum Beispiel Kleidung oder Schmuck (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 16).

Olbrich ergänzt diese Aufzählung und nennt weiterhin „die Sprache der Augen, die Sprache der Berührungen“ (Olbrich 2003, 85).

Die analoge Form der Kommunikation bedient sich ebenfalls vieler nonverbaler Formen und wird im Rahmen von Beziehungen oftmals genutzt. Sie wird als die ‚aufrichtige‘ Form der Sprache verstanden, da sie ernsthafte Gefühle und Empfindungen direkt, ohne Umwege auf der Suche nach korrekten Formulierungen ausdrückt und somit nicht verharmlosen oder verändern kann. Die analoge Kommunikation verläuft schon seit Urzeiten in gleicher Weise und ist dem Menschen dadurch sehr vertraut. Darüber hinaus spielt dieser Umstand, die Fähigkeit analog kommunizieren zu können, wahrscheinlich auch in der Beziehung zwischen Mensch und Tier eine erhebliche Rolle. Durch diese Fähigkeit treten wir in Beziehung zu anderen Menschen und Lebewesen (vgl. Olbrich 2003, 85f). Die nonverbalen Kommunikationsanteile vollziehen sich wesentlich unbewusster als die digitale Kommunikation (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 19).

Für das gegenseitige Verstehen zwischen Mensch und Tier ist es notwendig, dass der Mensch davon absieht, zu viele digitale Nachrichten zu senden. Er sollte sich verstärkt auf die Dinge konzentrieren, die er analog kommuniziert. So sollte es um Kommunikationsschwierigkeiten zu vermeiden, keinen Unterschied zwischen dem Gesprochenem und beispielsweise der Stimmlage geben. Bereits durch diese Tatsache, den ehrlichen Austausch zwischen Mensch und Tier, kann es zu therapeutischen Erfolgen kommen: beide Beteiligten kommen miteinander in Kontakt, Kommunikation kann auf einfache Weise gelingen und beide erfahren sich und ihre Wirkung dabei selbst (vgl. Olbrich 2003, 87).

Vernooij und Schneider heben hervor, dass ein Tier die lautsprachliche Äußerung eines Menschen zwar verstehen und auf diese durch sein Verhalten entsprechend reagieren kann, aber auf nonverbalem Wege (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 17ff). Das ist die angemessene Reaktion des Tieres auf die kommunikative Handlung des Menschen.

Das Verstehen von lautsprachlichen Aussagen beruht auf der Lernfähigkeit von Hunden, spezielle Wörter mit ihrer Appellfunktion verbinden und somit darauf reagieren zu können (vgl. Feddersen-Petersen 2003, 350).

Erneut taucht Watzlawicks sehr bekanntes und bedeutendes Zitat auf und Vernooij und Schneider stellen klar, „man kann nicht nicht kommunizieren“ (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 17).

Zwischen Menschen und Tieren liegen kommunikative Informationen vor allem im Ausdruck des Verhaltens, da wie beschrieben, das Verhalten eine Form der analogen Kommunikation darstellt. In diesem Punkt sehen die Autorinnen Vernooij und Schneider den Schlüssel der Kommunikation zwischen Mensch und Tier, denn selbst dann, wenn keine sprachliche Kommunikationsform realisierbar ist, wird man sich auf analogem Wege austauschen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 17ff).

Demnach sind alle kommunikativen Handlungen eines Tieres als ehrliche und aufrichtige Verhaltensäußerung einzustufen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 17-20).

„Pia spricht nicht. Sie gibt zwar viele Laute von sich, ist aber nicht in der Lage, ein Gespräch zu führen und somit verbal-digital zu kommunizieren.

Ihr nonverbales Ausdrucksvermögen hingegen gibt ihrem Umfeld zu jeder Zeit eine Menge an Informationen. So ist ihr deutlich anzusehen, ob es ihr gut oder schlecht geht und ob sie fröhlich ist, oder wütend.

Für eine Person, die sich lautsprachlich verständigen kann, ist ein Wechsel in die ausschließlich nonverbale Kommunikation zu Beginn sehr ungewöhnlich. Es bedarf einer großen Umstellung. So tat ich mich am Anfang zum Teil etwas schwer, bis ich verstand, was Pia mir durch ihr Verhalten mitteilen wollte. Nach einiger Zeit habe ich gelernt, diese Art der Äußerung zu verstehen und mich ebenfalls in manchen Situationen in dieser Weise auszudrücken.

Überträgt man dieses Wissen auf den Kontakt mit anderen Menschen, so kann es sehr hilfreich sein, besonders auf die analoge Kommunikation zu achten.

Für den Hund sind diese analogen Ausdrucksmittel von enormer Bedeutung und deshalb erfährt Wolke sofort, wenn es Pia nicht gut geht und sie sie mit ihrer Anwesenheit unterstützen kann“ (Erinnerungsprotokoll 4, Pias Kommunikationsverhalten).

Bedingt durch die Kommunikation auf der analogen Ebene kann der Mensch dem Tier nur schwer etwas vormachen. Die Botschaften werden auf ehrliche Weise vom Sender zum Empfänger gesendet. Auch setzen sich die Tiere nicht zur Wehr, wenn bössartige Wörter und Formulierungen verwendet werden (vgl. Vanek-Gullner 2002, 634).

Mit Hilfe ihrer stark ausgeprägten Sinnesorgane sind vor allem Hunde dazu in der Lage, die Stimmungslage des Menschen sehr präzise zu erfassen. Gerade im Vergleich zu den menschlichen Sinneswahrnehmungen sind die des Hundes um ein Vielfaches differenzierter und leistungsfähiger (vgl. Feddersen-Petersen 2003, 350).

Generell sind Tiere sehr aufmerksam und haben es gelernt, Zeichen und Signale zu deuten, die vom Menschen kommen (vgl. Feddersen-Petersen 2003, 350).

Gerade bei Tieren, die zu therapeutischen Zwecken eingesetzt werden, sind diese Reaktionen besonders feinfühlig und ermöglichen es dem Menschen, sich bedenkenlos auf eine Beziehung einzulassen. Auf der anderen Seite profitieren die Menschen von dieser Beziehung, da sie durch die analoge Kommunikation die eigene Wahrnehmung für analoge Abläufe schulen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 18-21). Sie erproben sozusagen ihre analoge Kommunikationsfähigkeit durch den Austausch mit dem Tier.

„Aber wie hat es die kleine Wolke geschafft, das Vertrauen und die Zuneigung von Pia innerhalb nur weniger Tage zu erlangen? Ich selbst musste mich wochenlang anstrengen und habe viele Herausforderungen mit ihr erlebt, ehe Pia mir ihr Vertrauen geschenkt hat“ (Erinnerungsprotokoll 5, Pias Kommunikationsverhalten 2).

Tiere haben noch weitere Eigenschaften, die sich vertrauensbildend auswirken, Kommunikation und den Aufbau von Beziehungen ermöglichen.

Sie leben nicht nach den Werten und Normen unserer menschlichen Gesellschaft, sie bewerten den Menschen nicht aufgrund seiner kognitiven Fähigkeiten, weiterhin machen sie keine Unterschiede wie zum Beispiel zwischen arm und reich oder behindert und nicht behindert. Sie sind

vorurteilslos. Wenn sie sich der Außenwelt mitteilen, dann wie bereits beschrieben, analog und damit ehrlich (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 21).

Das bedeutet, dass Menschen, die sich nicht als selbstwirksam erleben, im Austausch mit einem Tier Erfolge erzielen können, und dass Menschen mit Behinderung trotz dieser Behinderung sofort angenommen und akzeptiert werden. Sie müssen nicht zuerst das Gefühl von Mitleid oder Abweisung ertragen. Gefühle können geäußert werden, ohne dass man darauf achten muss, ob sie angebracht sind. Das kann befreiend sein und ist einer der Gründe, weshalb ein schneller Vertrauensaufbau zwischen Mensch und Tier möglich ist. An dieser Stelle lässt sich therapeutisch anknüpfen und die Kommunikation mit dem Tier wäre ein denkbarer Einstieg (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 21).

Gefördert werden kann diese analoge Form der Kommunikation zwischen dem Tier und dem Menschen durch das gemeinsame Spiel oder eine andere Art der Interaktion (vgl. Vanek-Gullner 2003, 40).

Eine interessante Erkenntnis in diesem Zusammenhang ist, dass die Kommunikation zwischen (Klein-)Kindern und Tieren besonders unkompliziert verläuft. Greiffenhagen und Buck-Werner begründen ihre Aussage damit, dass Kinder, die sich noch nicht lautsprachlich äußern können, ebenfalls die nonverbale Kommunikation nutzen und daher wesentlich feinfühler sind, was die Wahrnehmung von tierischer Kommunikation betrifft (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 81).

Ich möchte einen Schritt weiter gehen und dieses Argument auf alle Kinder und erwachsenen Menschen übertragen, die sich der Außenwelt nicht mit Hilfe der Lautsprache mitteilen können, sondern auf andere Kommunikationsformen zurückgreifen müssen.

4.2. Menschliche Interaktion mit Tieren

Zuerst gilt es zu klären, was genau der Begriff der Interaktion bedeutet. Der Duden definiert es wie folgt:

„Interaktion: aufeinander bezogenes Handeln zweier oder mehrerer Personen; Wechselbeziehung zwischen Handlungspartnern.“ (<http://www.duden.de/rechtschreibung/Interaktion> Entnahmedatum: 16.01.2012).

Als Beispiele werden die „soziale Interaktion“ und menschliche Kommunikation als wichtigste Form der Interaktion genannt (vgl. <http://www.duden.de/rechtschreibung/Interaktion>, Entnahmedatum: 16.01.2012).

Diese Bedeutung ist auch auf die Mensch-Tier-Beziehung übertragbar. Ich werde im weiteren Verlauf darauf eingehen.

Vernooij und Schneider nennen in ihrem Buch zur tiergestützten Intervention drei Verhaltensaspekte der Mensch-Tier-Beziehung: die Anthropomorphisierung, die Kommunikation zwischen Mensch und Tier und die Interaktion (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 4).

Diese drei Verhaltensaspekte sind grundlegend für die Beziehungen zwischen Mensch und Tier und dienen zum Teil als Erklärung dafür, weshalb die Mensch-Tier-Beziehung positive Auswirkungen auf den Menschen hat.

Anhand dieser Aspekte wird verständlich, warum ein Hund wie Wolke bedeutsam ist für Kinder wie Pia und nach welchen Grundsätzen das Zusammenleben aller Beteiligten mit dem Hund funktionieren kann.

Die Kommunikation zwischen Mensch und Tier wurde bereits dargestellt, es folgt in einem weiteren Schritt die Erklärung der anderen beiden Aspekte.

4.2.1. Anthropomorphisierung

Das Phänomen der Anthropomorphisierung beschreibt den Umstand, dass der Mensch dazu tendiert, Tiere zu vermenschlichen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 14).

Dies ist auch in Bezug auf andere Dinge denkbar, aber für meine Thematik nicht weiter relevant.

Im Falle des Tieres äußert sich das beispielweise dadurch, dass das Tier von uns Menschen einen Namen erhält und somit an Individualität gewinnt, oder

dass davon ausgegangen wird, dass Tiere, wie wir Menschen auch, Gefühle empfinden können. In manchen Fällen ist die Bindung zum Tier so stark, dass sie regelrecht zum Menschenersatz werden (vgl. Feddersen-Petersen 2003, 351).

Wenn ein Haustier krank ist, dann pflegen wir es und wenn es stirbt, trauern wir Menschen darum (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 14). Wie sehr das eine Familie beeinflussen kann, habe ich erlebt, als vor ein paar Jahren unser erster Hund gestorben ist, der vorher zwölf Jahre lang Teil unseres Familienlebens war. Das Haustier ist ein fester Bestandteil der Familie und wird dementsprechend behandelt.

Vernooij und Schneider nennen einen Befürworter dieses Ansatzes, Brockmann, der davon ausgeht dass die Anthropomorphisierung auch als Basis für Beziehungen zwischen Mensch und Tier betrachtet werden kann (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 15). Bedeutsam ist sie vor allem für die tiergestützte Therapie und sollte daher genutzt werden (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 15).

Kritische Stimmen warnen davor, Tiere zu sehr zu vermenschlichen, weil sie befürchten, dass dadurch die natürlichen Bedürfnisse der Tiere eventuell missachtet werden können (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 15).

4.2.2. Interaktion

Wie bereits erwähnt, ist eine Wechselbeziehung zwischen Handlungspartnern auch zwischen Mensch und Tier möglich.

Dabei sollten beide Handlungspartner auf den anderen achten und dessen Interessen und Bedürfnisse respektieren. Gleichzeitig sollen die eigenen Interessen und Bedürfnisse nicht vernachlässigt werden (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 22).

Wenn sich dies im tatsächlichen, gegenseitigen Verhalten der beiden Handlungspartner, so zum Beispiel Hund und Mensch, widerspiegelt, ist die Basis einer gelingenden Interaktion gesichert (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 22).

Vernooij und Schneider nehmen Bezug auf Böhm und klären eine weitere, voraussetzende Bedingung. Wenn Interaktion gelingen soll, benötigt man ein

eigenes Bewusstsein und die Subjektivität des anderen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 22).

Die Ansichten darüber, ob Tiere über ein Bewusstsein verfügen, oder nicht, sind verschieden. Mehrere Wissenschaftler haben sich mit dieser Frage auseinandergesetzt. Die Autorinnen Vernooij und Schneider greifen auf Hediger zurück, der zu dem Entschluss gekommen ist, „das Tier weiß um seinen Körper und seine Empfindungen, aber es weiß nicht, dass es das weiß“ (Vernooij/Schneider 2010, 22). Demnach haben Tiere ein Bewusstsein, zumindest um ihren Körper und die damit verbundene Wirkung.

Dieses tierische Bewusstsein gilt für den aktuellen Handlungsmoment. Auch an dieser Stelle kann der Mensch vom tierischen Verhalten profitieren und die Lernfähigkeit der Tiere innerhalb einer interaktiven Handlung mit dem Menschen auf zwischenmenschliche Interaktionen übertragen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 23).

Die Auswirkungen und positiven Effekte der menschlichen Interaktion mit dem Hund werden in Kapitel 5.2 ausführlich beschrieben.

5. Wolke in der Familie

„Meine Freude und meine Neugier waren sehr groß, als ich davon erfahren habe, dass Pia und ihre Familie einen Hund haben werden. Ich besuchte die Familie, kurz nachdem Wolke eingezogen war. An diesem Tag war ich schon nach wenigen Momenten davon überzeugt, dass Andrea mit dem Entschluss, einen Hund für Pia anzuschaffen, richtig lag.

Der kleine Welpe war freundlich, aufgeschlossen, etwas frech, aber überraschend vorsichtig im Umgang mit Pia. Schon nach ein paar Tagen wich Wolke Pia zu Hause nicht mehr von der Seite und war immer um sie herum. Pia reagierte darauf mit Freude und lachte viel, sie verfolgte die Bewegungen des Hundes mit dem Kopf und hörte sehr aufmerksam. Sobald Wolke in ihrer Nähe war, streichelte Pia ihren Hund. Das freute uns alle sehr, da Pia wegen ihrer Überempfindlichkeit eigentlich nichts mit den Händen anfasste. Ich erinnere mich noch gut daran, wie überrascht ich war, als ich das zum ersten Mal beobachten konnte.

Pia und Wolke auf Tuchfühlung 2010

Man konnte förmlich dabei zuschauen, wie Pia mit der Zeit in vielen Situationen entspannter und gelassener wurde, sobald ihr Hund an ihrer Seite war. Wolke

stiftet Sicherheit für Pia und verhindert auch zum Teil die Angstzustände, die früher durch fremde oder unbekannte Geräusche ausgelöst wurden.

Sobald sich Pia anfallartig übersteigert, kommt Wolke hinzu und Pia beruhigt sich wie von alleine. Auch mit pubertären Auswirkungen kommt der Hund, ganz im Gegensatz zu Pias Mutter und dem restlichen Umfeld, gut zurecht.

Erst vor kurzem, als ich Pia in der Schule besuchte, war ich sehr erstaunt darüber, was Pia nun alles mit ihren Händen macht. Ihre Schulbetreuerin fasste sie an beiden Händen und bewegte diese. Hätte ich das damals gewagt, hätte das in einem schreienden Wutanfall geendet, denn als ich Pia kennenlernte war es strikt verboten ihre Hände anzufassen. Das kann sie nun zulassen.

Mittlerweile greift sie manchmal gezielt nach Gegenständen oder bewegt nachts die Bettdecke mit den Händen. Diese Entwicklung ist sehr wahrscheinlich auf Wolkes Anwesenheit zurückzuführen. Immerhin hat Pia diese von Anfang an gestreichelt, hat ihr Leckerlies aus der offenen Hand gegeben und gezielt nach ihr getastet“ (Erinnerungsprotokoll 6, Pia und Wolke).

5.1. Ein Hund für Pia

An dieser Stelle möchte ich schildern, wie es dazu kam, dass Wolke bei der Familie einziehen durfte, ein mutiger Schritt von Pias Mutter.

Wenn man heute fragt, wie es zu dem Entschluss kam, einen Hund für Pia und die Familie haben zu wollen, so erzählt sie, dass sie eine Reportage gesehen hat, die sie fasziniert hat und die den Ausschlag für ihren Plan gab.

Um das besser nachvollziehen zu können, habe ich mir den Film angesehen und werde nun einige wichtige Inhalte daraus darstellen.

Die Reportage der „Süddeutsche Zeitung TV spezial“ trägt den Namen „Sorgenkinder – Hoffnung auf Heilung“ und beschreibt eine alternative Therapieform durch Hunde. Sie zeigt die zusätzliche Therapiearbeit des Begleithundeführers, Gerd Thiel. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht mit seinen drei Hunden die Selbstheilungskräfte von Kindern mit Hilfe der Tiere zu stärken.

In dieser Reportage haben Eltern von Kindern mit Behinderung berichtet, wie viel Motivation ihre Kinder im Umgang mit den Hunden aufbringen. So würden sich die Kinder auf Übungen einlassen, zu denen sie ohne die Anwesenheit der

Tiere nicht bereit wären. Im Film wird betont, dass jeder Schritt nach vorne von enormer Bedeutung ist und dass in erster Linie die Rückentwicklung der Kinder verhindert werden soll. Die Kinder mit Behinderung erfahren im Kontakt mit den Hunden direkte Erfolge, indem sie den Hund beeinflussen können. Das stärkt das Selbstwertgefühl und das Verantwortungsbewusstsein, das sie in ihrem normalen Alltag aufgrund ihrer Behinderung meist nicht erfahren können (vgl. Süddeutsche TV spezial „Sorgenkinder – Hoffnung auf Heilung“).

Andrea fühlte sich berührt von dieser Dokumentation, konnte sich in die betroffene Familie hineinversetzen und war begeistert von der Arbeit von Gerd Thiel mit seinen Hunden.

Frühere Therapieversuche mit Pia hatten sich meist schwierig gestaltet. Andrea ist der Überzeugung, dass Therapien nur dann etwas Sinnvolles darstellen können, wenn derjenige, der therapiert werden soll dies auch zulassen und annehmen kann (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 7).

Es kam in der Vergangenheit häufig vor, dass Pia beispielsweise bei der Ergotherapie zu einem bestimmten Zeitpunkt etwas Bestimmtes abverlangt wurde. In diesen Momenten, wenn sie etwas tun soll und keinen Einfluss darauf hat, verschließt sie sich regelrecht und alle Versuche sie dann zu erreichen bleiben erfolglos.

Hippotherapie durfte Pia auch schon einmal ausprobieren. Die Anwesenheit der Pferde, die Nähe, ihre Geräusche gefielen Pia und sie reagierte positiv. Sobald man von ihr aber verlangt hatte, sich auf das Pferd zu setzen, damit sie reiten kann äußerte sie ihren Unmut. So blieb es bei einigen Versuchen (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 6)

Andrea informierte sich, nachdem sie die Dokumentation gesehen hatte, über die Möglichkeiten einer Ausbildung zum Therapiehund-Team und stellte fest, dass ganz in ihrer Nähe eine Ausbilderin lebt und arbeitet.

Nachdem sie die Besitzerin einer Therapiehundeschule, Frau M., kontaktiert hatte, übereilten sich die Ereignisse regelrecht. Ein Züchter der bevorzugten Rasse, Australien Shepherd, war schnell ausfindig gemacht. Die Auswahl des Hundes beim Züchter wurde durch die Erfahrungswerte der Ausbilderin unterstützt und Wolke, der Hund, für den sie sich entschieden hatten, hatte sich

auch scheinbar bewusst für Pia und ihre Familie entschieden. Andrea berichtet davon, wie alle Welpen des Wurfes, die in Frage kamen, Angst vor dem Rollstuhl zeigten, schreckhaft reagierten und nicht auf Pias Schoß sitzen bleiben wollten. Doch die kleine, freche schwarz-braune Hündin mit dem weißen Fleck auf der Brust blieb entschlossen bei Pia sitzen und setzte alle durch ihre wilde und offene Art in ihren Bann (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 11).

Kurze Zeit später zog die kleine Wolke bei der Familie ein und wurde deren fester Bestandteil, doch darauf werde ich später genauer eingehen.

5.2. Auswirkungen einer Interaktion mit dem Hund auf den Menschen

„Es war eine sehr bewusste Entscheidung von Andrea, ein zuverlässiges und Nähe stiftendes Haustier für ihre behinderte Tochter haben zu wollen. Ihre Hoffnung war, Pia dadurch einen Partner an die Seite zu stellen, der ihr Sicherheit und Geborgenheit vermittelt und der in manchen alltäglichen Situationen auch praktisch helfen kann. Pia ist sehr schnell auf ihren Hund Wolke eingegangen, hat ihn akzeptiert und lieben gelernt. Wenn Wolke in ihrer Nähe ist, kann Pia Herausforderungen, wie zum Beispiel einen Spaziergang oder das Autofahren, besser meistern. Die Ängste und Unsicherheiten, die sie durch ihren kaum vorhandenen Gleichgewichtssinn hat, werden durch Wolke ausgeräumt. Pia hat erfahren, dass Wolke sich für sie zuständig fühlt und ihr Gesellschaft leistet, vor allem in den Situationen, die sie verängstigen“ (Erinnerungsprotokoll 7, Andreas Entscheidung).

Es ist allgemein bekannt, dass der Mensch in vielerlei Hinsicht positiv auf das Zusammenleben mit einem Tier reagiert.

Greiffenhagen und Buck-Werner betonen an mehreren Stellen ihres Buches, dass sich die Anwesenheit von Tieren blutdrucksenkend auswirkt. Diesen Umstand begründen sie durch die zufällige Entdeckung der Soziologin Erika Friedmann, die in einer Untersuchung herausfand, dass Patienten, die sozial nur schwach integriert sind, eher einen frühzeitigen Tod sterben als stark sozial integrierte Personen. Auf der anderen Seite haben Patienten, die Tiere

besitzen, wesentlich bessere Überlebenschancen (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 32).

Kollegen von Friedmann konnten in einer Studie nachweisen, dass allein die Anwesenheit eines Hundes ausreicht, dass eine stresslindernde Wirkung eintreten kann. Jedoch konnten die tatsächlichen Ursachen für diese positive Auswirkung auf den Menschen noch nicht bewiesen werden (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 34-37).

Die Steigerung des Wohlbefindens und eine dadurch gesteigerte Lebensfreude gehören ebenso zu den Wirkungen des Hundes auf den Menschen, so Röger-Lakenbrink (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S.87). Das wäre u.a. damit zu erklären, dass der Mensch gerne Spaß empfindet und diesen im Umgang mit einem Hund erleben kann (vgl. Bull 2005, 174).

Otterstedt nennt zusätzliche Vorteile aus dem physiologischen Bereich, die die Vermutung, dass sich Tiere positiv auf den Menschen auswirken, bestärken. Einige wesentliche Punkte sind beispielsweise Schmerzverringering und die beruhigende, euphorisierende Wirkung, was zur Stabilisierung des Immunsystems beiträgt. Dies vollzieht sich durch biochemische Veränderungen und neuro-endokrine Wirkungen. Das allgemeine Gesundheitsverhalten wird durch die motorische Aktivierung des Tieres, wie die vermehrte Bewegung beim Spaziergehen und beim Spielen, gesteigert. Dadurch wird die Verdauung aktiviert und Übergewicht kann reduziert werden. Die Anwesenheit eines Tieres fördert die Tagesstruktur, was ebenfalls das Gefühl von Sicherheit festigt (vgl. Otterstedt 2003, 66).

Hunde vermitteln „emotionale Wärme und bedingungslose Akzeptanz“ (Vanek-Gullner 2007, 13).

Greiffenhagen und Buck-Werner beschreiben die Wirkung eines Tieres, speziell auf den behinderten Menschen, der sein Leben mit Einschränkungen meistern muss. So gehören die oben genannten Eigenschaften ebenfalls dazu, darüber hinaus erfährt der Mensch mit Behinderung einen starken „identitätsstärkenden Einfluss“ (Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 130) durch das Tier. In dem Moment, in dem der Mensch mit Behinderung Herrchen oder Frauchen eines z.B. Hundes ist, wird er von anderen Mitmenschen als gesünder empfunden,

als er es ohne Begleitung werden würde. Greiffenhagen und Buck-Werner begründen das damit, dass die Person mit Behinderung in diesem Fall von ihrer Umwelt nicht nur als unselbstständig erlebt wird, sondern auch in ihrer weitaus mächtiger erscheinenden Funktion als Tierhalter (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 130f).

Seit Pia, ihre Mutter und Wolke zu dritt spazieren gehen, werden sie von fremden Personen anders wahrgenommen. Pia tritt als Hundebesitzerin auf und erfährt Bewunderung von anderen, so ihre Andrea im Interview (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 3f).

Bull erwähnt die „schnelle und direkt erlebbare Kompetenzerfahrungen“ (Bull 2005, 174), die in der Interaktion mit dem Tier möglich sind (vgl. Bull 2005, 174).

Die im Folgenden aufgeführten Hinweise sind im Gegensatz zur der Erkenntnis, dass sich ein Tier positiv auf die Gesundheit des Menschen auswirkt, nur Deutungen, die nicht nachgewiesen sind. Trotzdem haben sie eine nicht unwesentliche Rolle, wenn man die Auswirkungen des Tieres auf den Menschen betrachtet (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 39). Ich selbst erachte diese Auswirkungen als sehr naheliegend und habe sie als Hundebesitzerin schon selbst erleben dürfen.

5.2.1. Körperkontakt

Ein erster Aspekt wäre demnach, dass Beobachtungen zufolge schon die Anwesenheit eines Tieres für Entspannung beim Menschen sorgt. Dies wird nachvollziehbar, wenn man sich vor Augen führt, wie Menschen mit ihren Tieren sprechen: die Stimme wird gehoben und meist freundlicher. Darüber hinaus trägt der Mensch ein tiefes Bedürfnis nach Berührung und zärtlichen Gesten in sich, das durch das Anfassen, streicheln und spielen mit dem Tier gestillt wird (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 39).

Ob es sich dabei um einen versteckten menschlichen Instinkt handelt, der der gegenseitigen Fellpflege dienen sollte, wie es Psychiater und Anthropologen mutmaßen, ist ebenfalls nicht bewiesen. Psychoanalytiker und Anthropologen sind der Meinung, dass dieser nahe Kontakt zu Tieren besonders für Männer bedeutsam ist, da Männer in der Gesellschaft dieses Bedürfnis weniger nach

außen kehren als Frauen. Nähe und Zärtlichkeit lassen sich aber im Umgang mit dem Tier erfahrbar machen (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 40).

Die physiologische Folge des direkten Körperkontakts mit dem Tier ist die Muskelentspannung beim Menschen, die eine entspannte Interaktion begünstigt (vgl. Otterstedt 2003, 66).

Röger-Lakenbrink erwähnt die Stressreduktion, die in Form von Entspannung, einem höheren Maß an körperlicher Aktivität und auch der geistigen Leistungen sowie dem vermehrten Bestreben nach sozialer Interaktion eintritt (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 88).

„Sobald Pia Vertrauen zu einer Person gefasst hat, spielt Nähe für sie eine große Rolle. Ich konnte sie in vielen Situationen damit beruhigen, mit ihr kommunizieren oder ihr Sicherheit spenden. Wenn man sich dieser Tatsache bewusst ist, wird die Rolle, die Wolke in Pias Leben eingenommen hat, noch viel bedeutsamer. Pia hatte seit langer Zeit keinen Grand Mal Anfall mehr, und sobald sie ihre krampfähnlichen Übersteigerungen bekommt, kann sie niemand, nicht einmal ihre Mutter, so schnell aus diesem Zustand befreien, wie Wolke es kann. Für mich liegt darin ein wichtiger Beweis für die Wirkung des Körperkontaktes“ (Erinnerungsprotokoll 8, Pias Bedürfnis nach Körpernähe).

Tiere erreichen den Menschen auf einer basalen Ebene, alle Sinne werden angesprochen. Das Gewicht des Tieres ist spürbar, man riecht und hört dessen Anwesenheit (vgl. Bull 2005, 177).

Dem möchte ich hinzufügen, dass sich die Wahrnehmung der Atmung des Tieres ebenfalls beruhigend auswirken kann. Auch bin ich der Überzeugung, dass gerade dieser basale Zugang einer der Gründe dafür ist, weshalb Wolke Pia so nahe kommen kann und sie so persönlich erreichen kann.

5.2.2. Soziale Kontakte durch Tiere knüpfen

Nach Bull wirken sich Tiere förderlich auf die Entwicklung von emotionaler und sozialer Intelligenz aus. Beispiele dafür wären eine bessere Entwicklung der Empathiefähigkeit, eine gesteigerte Selbstwahrnehmung, ein höheres Verantwortungsbewusstsein, Bereitschaft zur Arbeit im Team und das Sprechen über die eigenen Gefühle (vgl. Bull 2005, 174).

Jeder, der schon einmal mit einem Hund in einem belebten Park oder an einem ähnlichen Ort spazieren gegangen ist, hat die Erfahrung gemacht, dass man früher oder später mit anderen Menschen ins Gespräch kommt.

Aus meiner Erfahrung erfolgt der Zugang dabei meist über das Tier, das man bei sich hat. So haben zwei Spaziergänger mit Hund sofort einen geeigneten Einstieg ins Gespräch, wenn sie über den Kontakt ihrer Tiere sprechen. Auch wenn ein Hundebesitzer auf einen ‚hundelosen‘ Spaziergänger trifft, bietet es sich an, über das Tier zu sprechen und beispielsweise Fragen zu stellen, oder den Hund direkt anzusprechen.

Greiffenhagen und Buck-Werner stellen die Vermutung auf, dass Menschen in Begleitung oder Anwesenheit eines Tieres eine offener wirkende Ausstrahlung haben (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 40).

Eine ganz ähnliche Aussage von der auf diesem Gebiet sehr erfahrenen Pädagogin, Andrea Vanek-Gullner bekräftigt dies. So schreibt sie über eine Studie von Guttmann und schließt daraus, dass Tiere wohl eine Art „Sympathiebonus“ geben (vgl. Vanek-Gullner 2002, 635). Sie war es auch, die in einer Einrichtung nach einer Maßnahme gesucht hat, um Gemeinschaft innerhalb einer heterogenen Gruppe herzustellen. Sie wählte den Weg der tiergestützten Heilpädagogik und begründete folgendermaßen:

„Ich habe mich auf die Suche gemacht nach einem Weg der Menschlichkeit und habe ihn unter der Mithilfe eines Tieres gefunden.“ (Vanek-Gullner 2002, 633).

Das Kommunikationsverhalten zwischen fremden Personen, Pias Mutter und Pia hat sich ebenfalls gewandelt, da nun nicht mehr die Behinderung des Kindes im Vordergrund steht. Pia erfährt weniger Bemitleidung als vorher. Der

Hund ist ein beliebtes Gesprächsthema und die meisten Reaktionen auf Hund, Kind und Mutter sind sehr positiv.

„Diese Distanz und die Hemmung, zu einem behinderten Kind hinzugehen ist nicht mehr so groß“ (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 4).

In geriatrischen und psychiatrischen Therapien nimmt laut Greiffenhagen und Buck-Werner, die Rolle des Tieres als „sozialer Katalysator“ einen immer bedeutenderen Platz ein (Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 42). Das liegt nahe, wenn man sich vor Augen führt, dass die Anwesenheit der Tiere die oben genannten physischen und psychischen Auswirkungen auf den Menschen haben können. Greiffenhagen und Buck-Werner beschreiben die Umstände, die im Alter auf den Menschen zukommen können. Sie führen den Verlust des Selbstwertgefühles auf, vermehrte Unsicherheit und Einschränkungen, die im alltäglichen Leben auftreten können (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 97f).

Das Zusammenleben mit einem Tier kann diesen Faktoren entgegenwirken. Das Tier dient in einem solchen Fall als Motivation, z.B. für tägliche Bewegung an der frischen Luft oder bietet Struktur im Alltagsgeschehen (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 98).

Auch würde man Menschen mit Tieren in ihrem Umfeld eher als kontaktfreudig einschätzen, das wies eine Studie eines amerikanischen Psychologen, Randall Lockwood, nach (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 42).

Röger-Lakenbrink nennt ebenfalls wichtige Auswirkungen auf den Menschen, die durch die Interaktion entstehen können. In diesem Fall speziell in Bezug auf die Interaktion mit einem Therapiehund-Team. Zum Teil werden sich die Inhalte mit den vorher genannten Informationen überschneiden, ich werde die Punkte wegen ihres Bezuges auf das Therapiehund-Team und die dadurch zum Teil andere Tendenz dennoch erwähnen.

So formuliert sie, dass sich „in allen eingesetzten Fachbereichen durch die unterstützende Tätigkeit der Therapiehund-Teams folgende wesentliche Faktoren auf das Verhalten und die Reaktion der betreuten Menschen jeden Alters entscheidenden Einfluss“ gezeigt hat (Röger-Lakenbrink 2010, 88).

Menschen würden sich in Interaktion mit einem Therapiehund-Team schneller für Therapien und Übungen öffnen. Wie schon die Eltern in der Reportage der „Süddeutsche Zeitung TV spezial“ berichtet haben, wird auch hier die höhere Motivation für verschiedene Maßnahmen, Übungen und Aktivitäten genannt. Die Steigerung von Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl werden hier ebenfalls als entscheidende Faktoren aufgeführt (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 88).

Andrea erlebte eine schwierige Zeit als Pia noch ein Kleinkind und sie bereits mit Sandra schwanger war. Der Erwartungsdruck an sie als Mutter einer behinderten Tochter war groß. Sie beschreibt eine Zeit, in der ihr die Therapie ihrer Tochter als Kampf vorkam. *„Das war keine Therapie, das war ein Kampf“* (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 7).

Sie war am Ende ihrer Kräfte und merkte, wie ihre Mutter-Kind-Beziehung kaputt ging, weil sie in der Rolle des Therapeuten, des Essengebers und der Pflegekraft funktionieren sollte.

„Die Mutter war irgendwo, aber nicht richtig da...“ (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 8).

Dieses Gefühl konnte sie abwenden. Heute nimmt sie an Wolkes Seite die begleitende Rolle bei der Therapie ein, den Rest erledigt die Hündin:

„Und mit dem Hund ist es wirklich so: du darfst Mutter sein, du hast die Therapie an der Hand, du kannst so viel machen, wie du willst, aber du kannst diese Liebe geben und musst nicht diesen Therapeuten spielen, der sagt ‚jetzt musst du...‘“ (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 8)

Viele positive Auswirkungen der Interaktion mit einem Hund wurden nun aufgeführt. Sicherlich gibt es noch einige andere, die in dieser Aufzählung nicht genannt wurden. In vielen Fällen richten sich die Wirkungen nach der Individualität und Wünschen des Menschen.

5.3. Der Hund als Bereicherung für die gesamte Familie

Dies ist ein wesentlicher Aspekt, auf den ich durch den Rat von Andrea aufmerksam wurde. In der Literatur finden sich nur sehr wenige Informationen über diesen, in meinen Augen, sehr zentralen Punkt.

„In einem Gespräch erklärte sie mir, wie bedeutsam die Wirkung des Hundes auf die gesamte Familienstruktur ist. Dieser Gesichtspunkt ist zusätzlich zur therapeutischen Wirkung, die Wolke für Pia hat, sehr grundlegend. Zwar soll Wolke Pias Hund und in erster Linie für sie da sein, trotzdem spielt sie eine wichtige Rolle für alle anderen in der Familie.

Jeder, der mit einem lebhaften Haustier zusammenlebt, kann nachvollziehen, was Andrea damit meint. Ein solches Tier wird zum Familienmitglied und bringt eine neue Dynamik mit in den Familienalltag. Die bloße Anwesenheit des Hundes kann sich positiv auf die gesamte Atmosphäre auswirken“ (Erinnerungsprotokoll 9, Wolke und die Familie).

Wie das speziell im Fall von Pia und ihrer Familie aussieht, möchte ich am Beispiel von Andrea und ihrer kleinen Schwester verdeutlichen.

5.3.1. Wolke und Pias Mutter bei der Arbeit

Andrea profitiert mehrfach vom tierischen Familienzuwachs. So erfährt sie täglich aufs Neue, dass Wolke Pia gut tut. Das ist für sie als Mutter einer behinderten Tochter besonders wertvoll und sie muss sich in vielen Momenten weniger Sorgen machen, da sie um Wolkes beruhigende Art weiß.

Dies betrifft Situationen, in denen Pia sich nicht einfach trösten lässt, was zum Teil sicherlich an ihren pubertären Launen liegt, aber auch eine leichte Form ihres Anfallleidens darstellen kann. Wolke beruhigt Pia innerhalb weniger Sekunden, wofür ihre Mutter teilweise eine Stunde braucht. Sie fühlte sich in diesen Situationen manchmal ratlos „was mache ich mit dem Kind, dass es sich wieder beruhigt?“ (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 14). Diese enorme Verantwortung und der Druck, schnell alles richtig machen zu müssen, sind durch Wolke stark verringert. Wolke vermittelt auch Andrea in diesen Momenten, in denen sie sich vorher Sorgen machen musste, Sicherheit. So sagt sie über Wolke:

„Du musst dir vorstellen, du hast einen Berg vor dir und weißt nicht, ob du das Ziel oben erreichst mit diesem schweren Rucksack. Jetzt hast du aber jemanden, der dir den Rucksack trägt und der dich noch hochzieht. So kommt dir das vor mit dem Hund. Der trägt dir den Rucksack und zieht dich noch hoch und sagt dabei ‚na, ist doch alles toll‘. – Dieser Ballast ist weg, ja es ist wirklich eine Last, weil man wirklich nicht weiß, was man machen soll. Eigentlich ist man überfordert. Man ist überfordert und der Situation nicht Herr. Und mit Hund ist man das ganz schnell. Man hat keine Angst mehr davor, es ist nicht mehr schlimm, wenn sich die Pia aufregt, weil ich ein Mittel dafür habe. Stell dir mal vor, du hast eine Krankheit und du hast kein Mittel dagegen“ (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 14).

Die Anwesenheit des Hundes im Alltag ist für sie persönlich ein Gewinn, da sie im Umgang mit Pia nun immer jemanden an ihrer Seite hat und die Momente in denen sie mit Pia alleine ist, lebendiger werden.

Sie betont, wie befreiend der Hund zum Teil für sie als eigenständige Person und nicht für sie in der Rolle als ‚Mutter einer behinderten Tochter‘ ist.

Mütter behinderter Kinder sind in vielen Fällen den eigenen Schuldgefühlen ausgesetzt, sobald sie der Realisierung der eigenen Wünsche nachgehen möchten und zeitweise ein eigenständiges Leben führen möchten, bzw. eigene Wünsche in die Tat umsetzen möchten. So haben sie häufig einen hohen Anspruch an sich selbst, müssen aber gleichzeitig viele Aufgaben parallel miteinander verknüpfen (vgl. Hackenberg 2008, 50).

Durch Wolke ist Andrea verpflichtet, sich mehrmals am Tag Zeit zu nehmen, um spazieren zu gehen und sich dadurch zu entspannen. In diesen Momenten ist sie kurzzeitig losgelöst von der Mutterrolle und dem sonst so strikt durchorganisierten Alltagsablauf und erfährt durch Wolke so etwas wie seelische Freiheit. Sie habe ein bisschen mehr Freiheit durch Wolke, so kann sie nun wieder im Wald walken gehen, da sie sich sicher fühlt mit dem Hund an ihrer Seite (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 5f).

Andrea ist äußerst engagiert. Sie setzt sich sehr dafür ein, dass sich ihre Töchter bestmöglich entwickeln können. Pias Behinderung stellt für sie kein Hindernis dar, sie permanent weiter zu fördern und ihr neue Angebote und

Hilfsmittel anzubieten. Pias Entwicklungsprozesse dauern oftmals über Jahre hinweg und man muss viel Geduld aufbringen, bis ein Fortschritt tatsächlich sichtbar wird. Bei Wolke hingegen hat Andrea in kurzer Zeit besonders viele Fortschritte erzielt. So war (und ist immer noch) die Erziehung des Hundes eine große Motivation für sie, die dazu beiträgt, dass ihr eigenes Selbstwertgefühl gesteigert wird.

Hackenberg schildert, dass sich Mütter behinderter Kinder häufig in einer Art Gewissenskonflikt befinden – einerseits möchten sie permanent für die Familie da sein und ihr ihre volle Aufmerksamkeit schenken, andererseits besteht meist der Wunsch nach der eigenen Erwerbstätigkeit. Die Sehnsucht nach der Erwerbstätigkeit kann unter anderem auch mit dem Zustandekommen von sozialen Kontakten bei der Arbeitsstelle und der regelmäßigen Kompetenzerfahrung zusammenhängen (vgl. Hackenberg 2008, 47).

Durch Wolke und vor allem durch die Ausbildung zum Therapiehundeteam findet Andrea eine weitere, ergänzende und sinnvolle Aufgabe. Ganz bewusst wollte sie eine neue berufliche Tätigkeit mit der Mutterrolle verknüpfen. Einen therapeutischen Beruf hätte sie gerne erlernt. Doch eine Ausbildung, zum Beispiel zur Ergotherapeutin, ist für Andrea nicht realisierbar, da sie die Anforderungen der Ausbildung nicht mit ihrem Alltag vereinbaren könnte (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 5).

Daher arbeitet sie ehrenamtlich in einem Seniorenheim und der JULE, einer Jugendhilfeeinrichtung. Dort kann sie gemeinsam mit Wolke Kindern mit Verhaltensauffälligkeiten dabei helfen, ihre Sozialkompetenzen zu entwickeln oder zu verbessern (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 15f).

Für sie stellt das einen wichtigen Ausgleich zum Alltag dar und steigert ebenfalls ihr Selbstwertgefühl. Durch diese Tätigkeiten gewinnt sie neue Kraft für die Herausforderungen, die ihr Alltag für sie bereitstellt, auch wenn sie damit kein Geld verdienen kann, weil ihr die therapeutische Ausbildung fehlt (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 5).

Wenn sie zurückblickt, ist sie überzeugt davon, dass es der richtige Weg war. Vorher beschäftigten sie Fragen, ob diese zusätzliche Verantwortung für einen Hund neben den beiden Töchtern und der Pflege von Pia nicht zu viel wird. Nun

weiß sie, dass es das wert ist und aller Aufwand einen Gegenwert hat (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 13).

5.3.2. Wolke, Pia und die kleine Schwester

Zu Beginn dieser Arbeit, bei der Vorstellung von Pia, habe ich ihre kleine Schwester Sandra bereits kurz erwähnt. Der Altersunterschied zwischen Pia und Sandra, einem freundlichen und aufgeschlossenen Mädchen, beträgt ca. anderthalb Jahre.

Geschwister zu haben bedeutet unter anderem, dass ein Leben lang eine Beziehung zu der anderen Person besteht. Diese Beziehung wird in den meisten Fällen die am längsten bestehende Beziehung sein, da sie andere Arten von Beziehungen, zum Beispiel die zu den Eltern, Freunden oder dem Partner überdauert. Ein weiteres Merkmal ist die Unkündbarkeit einer Geschwisterbeziehung (vgl. Hackenberg 2008, 13).

Wie sich die Beziehung zwischen Geschwistern im Einzelnen gestaltet, lässt sich nicht allgemein darstellen, da dies stark von den individuellen Gegebenheiten und ihrer Beschaffenheit abhängt. Grundlegend ist aber, dass die meisten Geschwisterbeziehungen zwiespältige Emotionen hervorrufen: Verbundenheit und Konkurrenzkampf stehen in ständigem Wechselspiel miteinander. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse zu dieser Thematik sind spärlich, das liegt unter anderem daran, dass Beziehungen zwischen Geschwistern sich auf so viele verschiedene Arten entwickeln können (vgl. Hackenberg 2008, 13ff).

Geschwisterbeziehungen lassen sich in verschiedene Phasen einteilen, interessant für die Beziehung zwischen Pia und Sandra ist nur die folgende: Im Kindes- und Jugendalter entwickelt sich die Beziehung zwischen Geschwistern sehr intensiv, da sehr viel Zeit innerhalb des Alltages miteinander verbracht wird und sich die gemeinsamen Lebensräume in vielen Punkten überschneiden (vgl. Hackenberg 2008, 36).

Wie gestalten sich diese Aspekte in der Beziehung zwischen einem gesunden und einem behinderten Kind? Ich möchte nun die Beziehung zwischen Pia und

Sandra darstellen und klären, ob es Veränderungen in dieser Beziehung gab, nachdem Wolke Teil der Familie wurde.

Die Beziehung zwischen Pia und ihrer kleinen Schwester hat sich gewandelt und weiterentwickelt, seit Wolke eingezogen ist. Sandra wuchs von Anfang an mit einer großen Schwester auf, die durch ihre Behinderung anders war, als andere Geschwister.

Dieser Umstand kann Geschwisterkinder stark beeinflussen. Sie stehen zum Teil im Schatten ihrer behinderten Geschwister, müssen oftmals ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellen, weil die Eltern mehr Zeit und Energie für die Geschwister aufwenden müssen. Sie haben ihre Eltern selten für sich allein. Auch lernen sie schon früh, selbstständig zu handeln und Verantwortung zu übernehmen. In vielen Fällen haben sie einen sehr feinfühligem Blick und nehmen Situationen anders wahr, als andere Kinder ihres Alters (vgl. 37°C Dokumentation 2006, ZDF).

Pia und ihre kleine Schwester haben zwar einen idealen Umgang miteinander und Sandra hat gelernt auf anderen Wegen mit ihrer Schwester zu kommunizieren, aber viele Dinge, die Geschwister miteinander erleben können, können Pia und Sandra nicht miteinander teilen.

Andrea sagt über Wolkes Auswirkung auf die Schwesternbeziehung, dass sie nichts Besseres hätten machen können. Es ist sehr schwierig, ein behindertes und ein gesundes Geschwisterkind in der Familie zu haben, wobei sie großen Wert darauf legt, dass Pia nicht immer im Vordergrund steht und beide Mädchen ihre eigene Rolle innerhalb der Familie haben (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 9).

Die beiden Schwestern können nicht in üblicher Weise miteinander spielen, etwas zusammen unternehmen, sich auch mal so richtig streiten oder gemeinsam gegen die Eltern verbünden, wie es bei anderen Geschwistern der Fall sein kann. Sandra konnte sich früher nicht sehr lange mit Pia beschäftigen, weil ihr das Klatschen oder Singen langweilig wurde und sie kein anderes Spiel kannte, das sie mit Pia spielen konnte (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 9f).

Wolke verbindet die beiden enger miteinander und ermöglicht eine schöne Beziehung zwischen den beiden. Sie sorgt dafür, dass es eine Gemeinsamkeit zwischen ihnen gibt. Sie bietet, zum Beispiel durch das Spielen, einen Anlass, dass die Schwestern etwas miteinander unternehmen können (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 10).

„Kaum habe ich das Haus betreten, hörte ich ein klares, lautes Kinderlachen. Ich habe mich gefreut, dass Pia so gut gelaunt ist. Im Wohnzimmer angekommen stand ich mitten im Geschehen: Pia saß im Rollstuhl und Sandra und Wolke fegten drum herum. Sandra warf Wolkes Ball immer wieder auf Pias Schoß und forderte den Hund dazu auf, ihn zu holen. Wolke sprang mit den Vorderpfoten in Pias Schoß. Das gefiel ihr und sie tastete immer wieder nach Wolke“ (Erinnerungsprotokoll 10, die beiden Schwestern spielen).

Sandra wirkte bei der Erziehung von Wolke von Anfang an mit. Ihr Selbstvertrauen wird dadurch gestärkt. Sie empfindet Stolz, wenn sie sieht, dass Wolke etwas tut, was sie ihr vorgibt und sie ist froh, dass sie damit etwas für ihre große Schwester tun kann. Sie trägt dazu bei, dass es Pia gut geht, ohne bei der Pflege helfen zu müssen (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 10).

6. Der Behindertenbegleithund

Zuerst soll der Begriff ‚Behindertenbegleithund‘ geklärt werden. Im deutschen Sprachgebrauch wird von Behindertenbegleithunden gesprochen, wenn es sich um Hunde handelt, die eigens für das Zusammenleben mit behinderten Menschen ausgebildet wurden. Sie bieten für ihren Besitzer eine Unterstützungsfunktion im Alltag (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 119).

Historisch betrachtet ist der Hund schon Jahrhunderte lang ein treuer Begleiter des Menschen. Dies wurde in Kapitel 3. bereits erwähnt. Den Anfang machten in Deutschland nach dem ersten Weltkrieg, wegen der großen Anzahl an Kriegsblinden, die Blindenhunde (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 119).

Der Einsatz von Hunden zu therapeutischen Zwecken im Allgemeinen ist auf den New Yorker Kinderpsychologen Boris M. Levinson zurückzuführen. Durch Zufall entdeckte er die positive therapeutische Wirkung seines Hundes, der während einer Behandlung anwesend war (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 14).

Er bezog daraufhin den Hund in seine Arbeit mit ein (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 26).

Aufgrund dieses Ereignisses und seinen weiteren Veröffentlichungen kann Levinson als der Urheber der Therapieform mit Tieren angesehen werden (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 26).

Seit diesem Zeitpunkt entwickelte sich vor allem in den USA eine Bewegung, die die therapeutische Wirkung von Hunden wissenschaftlich erforschte und weiterentwickelte. Ende der Siebziger Jahre resultierte daraus die Gründung der ‚Delta Society‘, einer Organisation angesiedelt in den USA. Sie forscht wissenschaftlich rund um das Thema Therapiehunde und setzt sich für die praktische Umsetzung davon ein (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 27).

Dies soll als Grundinformation genügen. Auf die genauen Regelungen im deutschsprachigen Raum und damit auch auf internationale Vorbilder, möchte ich in Kapitel 7. noch genauer eingehen.

Eine Sache gilt es vorab zu klären, damit im Folgenden keine Verwirrungen entstehen: die einzelnen, für diese Arbeit relevanten Begriffe, sind in den

meisten Fällen nicht geschützt, so zum Beispiel ‚Therapiehund‘ oder auch ‚Therapiehunde-Team‘ (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 16).

Daher ist es schwierig, genaue Definitionen zu bilden. In manchen Fällen kommt es sogar vor, dass die Beschreibungen in verschiedenen Literaturquellen auseinandergehen. Im weiteren Verlauf der Arbeit werde ich jene Formulierungen nutzen, die am häufigsten in der Literatur vorkommen. Davon abweichende Begriffe werde ich erläutern, sollte ich sie aus bestimmten Gründen doch verwenden.

6.1. Was bedeutet ‚tiergestützt‘?

Während der Auseinandersetzung mit der Thematik begegnet man an irgendeiner Stelle dem Begriff ‚tiergestützt‘.

Auch im Fall von Pia und Wolke lässt sich von einer tiergestützten Interaktion sprechen.

Um den Begriff ‚tiergestützt‘ erklären zu können, muss zunächst erwähnt werden, dass die Begrifflichkeiten, die im deutschsprachigen Raum verwendet werden, auf den Sprachgebrauch im anglo-amerikanischen Raum zurückzuführen sind. Das hängt damit zusammen, dass diese Form der Arbeit mit Tieren in den USA schon wesentlich länger üblich und weiter verbreitet ist als in Deutschland (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 29).

Ursprünglich war von ‚Pet Therapy (PT)‘ die Rede, wenn Tiere zu therapeutischen Zwecken eingesetzt wurden. Dieser Begriff entwickelte sich weiter und wird mittlerweile als ‚Pet-Facilitated Therapy (PFT)‘ bezeichnet. Daraus ergibt sich die gängige Übersetzung in die deutsche Sprache: tiergestützt (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 29).

Das bedeutet, dass Tiere eingesetzt werden, um bestimmte Interventionen zu unterstützen und zu begünstigen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 29).

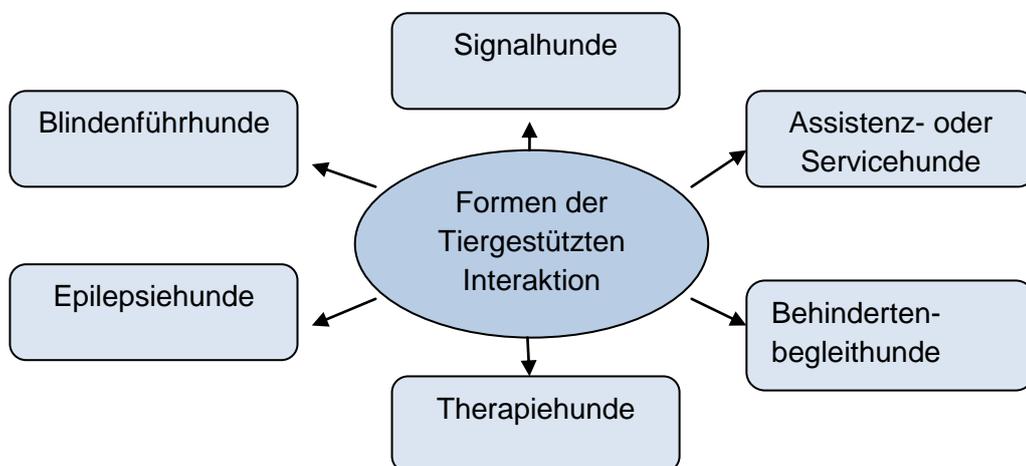
Zu beachten ist, dass der Hund für sich betrachtet nicht als Therapie anzusehen ist. Er nimmt eine helfende Rolle ein, die in Kooperation mit dem menschlichen Partner erfolgen sollte (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 31).

6.2. Welche Arten der Tiergestützten Interaktion gibt es?

In Auseinandersetzung mit tiergestützter Therapie oder Interaktion lässt sich feststellen, dass es viele Arten der Arbeit mit Hunden auf diesem Gebiet gibt. Sie kann auf verschiedenste Weise angewendet werden und verlangt dementsprechend nach differenzierter Ausbildung und Anwendung.

Meist nehmen Hunde eine helfende und unterstützende Rolle für, zum Beispiel, eine kranke oder eine behinderte Person ein (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 24).

Man unterscheidet verschiedene Formen, die zunächst in einer Übersicht dargestellt und im Anschluss erläutert werden sollen:



Die Grafik ist angelehnt an die Schilderungen von Röger-Lakenbrink und die Beschreibungen von Vernooij und Schneider. Sie dient der Visualisierung der verschiedenen Arten der therapeutischen Arbeit mit Hunden (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 24f und Vernooij/Schneider 2010, 187-194).

Der Blindenführhund

Aufgabe des Blindenführhundes ist es, die eingeschränkte Fähigkeit seines Besitzers auszugleichen. Er gleicht somit dessen visuelle Einschränkung aus, weist ihn auf Gefahren hin, oder unterstützt ihn bei der Orientierung im Alltag. Er hilft beispielsweise im Straßenverkehr oder bei alltäglichen Erledigungen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 188).

Er bietet seinem Besitzer ständige Sicherheit (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 24).

Der Signalhund

Signalhunde werden eigens für Menschen ausgebildet, deren Gehör eingeschränkt oder nicht mehr funktionsfähig ist. Sie stehen ihnen zur Seite und machen sie auf Geräusche aufmerksam (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 189).

Röger-Lakenbrink ergänzt ihre Beschreibung um eine weitere Fähigkeit. Demnach können Signalhunde ihren anfallkranken Besitzern drohende Anfälle vorzeitig ankündigen (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 24).

An dieser Stelle unterscheiden sich die Angaben in der Literatur, so taucht der Epilepsiehund in anderen Quellen als eigenständige Gruppe der helfenden Hunde auf (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 189).

Der Epilepsiehund

Menschen mit Epilepsie leiden unter krampfartigen Anfällen unterschiedlicher Ausprägung, die meist in unregelmäßigen Abständen erfolgen. Manche Hunde haben die Fähigkeit, drohende Anfälle vorzeitig wahrzunehmen und anzuzeigen, sodass sich die betroffene Person darauf vorbereiten kann.

Diese Hunde werden dazu ausgebildet, Hilfe zu holen, eine Alarmglocke zu betätigen oder den Besitzer nach einem epileptischen Anfall sicher nach Hause zu bringen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 190).

Hunde zeigen den bevorstehenden Anfall z.B. durch Winseln oder Ablecken an. Sie beginnen bei drohenden Anfällen ihren Beschützerinstinkt zu aktivieren und die Betroffenen beispielsweise vor Treppen fernzuhalten (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 129).

Der Assistenz- oder Servicehund

Assistenz- oder Servicehunde werden dazu erzogen, Menschen zur Seite zu stehen, die durch ihre Krankheit oder Behinderung in ihrer Bewegung eingeschränkt sind. So sollen sie Aktivitäten bewerkstelligen, zu denen ihre Besitzer auf Grund ihrer Einschränkung nicht in der Lage sind. Sie haben eine gründliche Ausbildung erfahren, bei der sie auf viele Situationen vorbereitet wurden (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 24).

Die Schulung erfolgt durch professionelle Ausbilder, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Fähigkeiten des Hundes die so weit wie möglich auf die Bedürfnisse des Besitzers anzupassen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 188).

Der Behindertenbegleithund

Unter diesem Begriff finden sich erneut verschiedene Vorstellungen und Beschreibungen.

Wie bei 6. erwähnt, verstehen Greiffenhagen und Buck-Werner den Behindertenbegleithund als Hund, der allgemein eine Ausbildung genossen hat und seinem, durch Krankheit oder Behinderung eingeschränkten, Besitzer bei alltäglichen Aufgaben unterstützend zur Seite steht (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 119).

Sie ordnen ihn den „Assistentztieren“ zu (Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 199).

Vernooij und Schneider beschreiben eine etwas andere Art von Hund als Behindertenbegleithund, bzw. definieren sie diese Art etwas enger. Sie nennen jene Art der Therapiehunde auch LpF-Hunde, „Hunde mit lebenspraktischen Fähigkeiten“. Ihrer Beschreibung nach handelt es sich dabei um Hunde, die dem Besitzer mit motorischer Einschränkung helfen, dessen Selbstständigkeit zu fördern und die im Notfall Hilfe organisieren können. Diese Tiere unterstützen den Besitzer beispielsweise beim Geld abheben oder beim Einkauf im Supermarkt, indem sie Produkte aus den Regalen angeben (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 188f).

Der Therapiehund

Der Therapiehund lebt in der Regel gemeinsam mit seinem ausgebildeten Besitzer zusammen. Er hat mit ihm eine spezielle Ausbildung erfahren. Hund und Besitzer agieren als Team. In Zusammenarbeit mit dem Besitzer ist der Hund in der Lage, tierische Unterstützung zu bieten. Diese Form der tiergestützten Interaktion oder -Arbeit nennt sich im deutschen Sprachgebrauch ‚Therapiehunde-Team‘ oder ‚Therapiebegleithunde-Team‘ (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 24).

Vernooij und Schneider machen bei dieser Begriffswahl darauf aufmerksam, dass ‚Therapie‘ ein prägnanter Begriff ist, der bei Verwendung auch erfüllt werden muss. Das bedeutet, dass der Mensch, der Teil des Teams ist, über professionelle Qualifikationen verfügen sollte. Ist diese fachliche Kompetenz beim Menschen nicht vorhanden, bevorzugen sie die Formulierung ‚Sozialhund‘. Weiterhin geht es ihnen darum, dass das Tier in diesem Fall in ein therapeutisches Konzept eingebunden ist (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 191f).

Sozialhunde sind demnach diejenigen Hunde, die durch ihre Anwesenheit die Stimmung der beeinträchtigten, kranken oder alten Person positiv beeinflussen sollen. Laut dieser Definition sind sie ebenfalls ausgebildet, aber nicht für spezielle Serviceleistungen. Ihr Einsatz ist zeitlich begrenzt (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 192).

„*Ein Hund ist kein Therapeut. Ein Hund ist ein Hund*“ (Bull 2005, 177). Auf dieser Aussage begründet Bull ihre Begriffswahl. Sie bevorzugt den Begriff ‚Therapiebegleithund‘, da sie der Auffassung ist, dass der Mensch wesentlicher Bestandteil des therapeutischen Vorhabens ist und der Hund dieses begleitet (vgl. Bull 2005, 177).

Aus diesen verschiedenen Beschreibungen und Deutungen wird ersichtlich, dass zum einen die Einsatzgebiete des Hundes sehr vielfältig sind und zum anderen, wie bereits beschrieben, die Begrifflichkeiten nicht einheitlich definiert sind. Diesen Umstand gilt es in Auseinandersetzung mit der Thematik dringend zu beachten.

Für meine weiteren Ausführungen lehne ich mich an die Begrifflichkeit, die Andrea und Wolke in ihrer Ausbildung erhalten haben, das ‚Therapiehundeteam‘, an und stelle diese Form der therapeutischen Arbeit mit dem Hund genauer vor.

6.2.1. Pias Mutter und Wolke als Therapiehundeteam

Nun soll ein klares Bild eines Therapiehundeteams dargestellt werden: was bedeutet dies genau, was hat man sich darunter vorzustellen? Welche Einsatzgebiete gibt es für ein solches Gespann? Wie kommt es zum Erfolg? Welche Voraussetzungen gibt es für ein Therapiehundeteam? Was sind die Besonderheiten für meine Fallgeschichte?

Auf die Details und den Ablauf der Ausbildung werde ich ausführlich in Kapitel 7 eingehen.

Ein Therapiehundeteam setzt sich zusammen aus einem Hund und dessen Halter, dem Hundeführer. Sie absolvieren gemeinsam eine Ausbildung und können nach erfolgreich bestandener Prüfung gemeinsam in verschiedenen sozialen Einsatzgebieten helfend agieren (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 31).

Die Ausbilderin von Andrea und Wolke definiert das Therapiehundeteam folgendermaßen: „Mensch und Hund bestreiten gemeinsam eine Aufgabe innerhalb einer Institution“ (Befragung von Frau M, siehe Dokument S. 1). Auch betont sie, dass der Hund eines Therapiehundeteams dem Menschen seelischen Beistand gibt und darüber hinaus Dienstleistungen für den Menschen erbringt (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S.1).

Therapiehundeteams sind zum Beispiel in Senioren- und Pflegeheimen, Krankenhäusern, psychiatrischen Einrichtungen, Schulen und Kindergärten oder auch im Hospiz im Einsatz. Denkbar sind auch zahlreiche andere Arten von Sozialeinrichtungen oder Einsätze mit privatem Hintergrund. In vielen Fällen wird eine solche Ausbildung von Menschen in Angriff genommen, die bereits einen Beruf in diesem Bereich ausüben, beispielsweise von Pflegern, Sozialpädagogen, Lehrern, Erziehern, Physiotherapeuten, etc. Dies ist aber keine verbindliche Voraussetzung, jeder Andere kann sich auch zu einer solchen Ausbildung entscheiden und auf diesem Gebiet tätig werden (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 31).

Der Erfolg von einem Therapiehundeteam hängt unter anderem sehr stark von der Beziehung des Tieres zu seinem Menschen ab. Diese Beziehung sollte unbedingt auf gegenseitigem Vertrauen aufbauen. Ein generelles Rezept für das Gelingen einer Teambildung gibt es nicht, da dies sehr stark von den

Persönlichkeiten von Mensch und Hund abhängig ist. Darüber hinaus sind in jedem Einzelfall die individuellen Gegebenheiten zu betrachten (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 34).

Andrea berichtet davon, wie ihr dazu geraten wurde, dass der Welpen bei ihr im Schlafzimmer übernachten soll. Das konnte sie sich nicht vorstellen, da dort wenig Platz ist. Für die Zeit des Beziehungsaufbaus durfte Wolke schließlich dort schlafen. Danach wollte sie ihr einen anderen Schlafplatz zuweisen, was sie allerdings bis heute nicht getan hat. Sie ist der Meinung, dass hierin die Ursache für ein sehr tiefes Vertrauen des Hundes in ihre Person liegt (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 19).

Die Wesensmerkmale des Hundes, die dabei eine Rolle spielen, werden im nächsten Unterpunkt aufgeführt und erläutert.

Der Besitzer sollte ebenfalls bestimmte Voraussetzungen erfüllen, damit ein Erfolg des Therapiehundeteams möglich ist und der Hund ihm jederzeit vertrauen kann. Dabei geht es auch um Inhalte, die dem Schutz des Hundes dienen. Ein großes Thema der Zusammenarbeit zwischen Mensch und Tier ist die Verantwortung gegenüber ihrer Einsatzstätte. Um diese jederzeit gewährleisten zu können, sollte der Hundebesitzer dringend teamfähig sein und über Fachwissen, den Hund betreffend, verfügen, damit dieser dementsprechend gepflegt und gefüttert werden kann und keinem Nachteil ausgesetzt ist. Sozialkompetenz und Offenheit, Freundlichkeit gegenüber anderen Menschen, Kontaktfreudigkeit und Kritikfähigkeit sollten Eigenschaften sein, über die der Hundehalter verfügt. Zusätzlich sollte er in gewisser Weise psychische Belastungen ertragen, reflektieren und verarbeiten können (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 37).

Schließlich kommt man in sozialen Bereichen häufig mit Fällen in Kontakt, die sehr herausfordernd sind und auch für die Fachkräfte eine Belastung darstellen können. Auch sollte der Hundehalter stets daran interessiert sein, Neues zu lernen und sein Wissen fortlaufend zu erweitern (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 37). Dies spielt vor allem zu Beginn der Ausbildung eine Rolle, da der Therapiehundeführer mit vielen neuen Informationen über den Charakter des eigenen Hundes konfrontiert wird. Hilfe beim Verstehen der

Kommunikationsformen des Hundes erhält er vom Ausbilder (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 54).

Frau M. erwartet von den Personen, die sich von ihr ausbilden lassen möchten, dass sie aktiv mithelfen, d.h. dass sie die praktischen Übungen trainieren. Theoretische Lerninhalte sollen auch gelernt und angewendet werden, so dass ein optimales Führen des Therapiehundes möglich ist (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S. 4).

Die Besonderheit bei der von mir gewählten Fallgeschichte liegt darin, dass Pia nicht von irgendeinem Therapiehundeteam besucht wird. Es sind ihr eigener Hund und ihre Mutter, die Tag für Tag therapeutische Arbeit leisten. Pia kann den Zeitpunkt selbst wählen, sie hat es in der Hand, wie viel Therapie sie für den Moment zulassen möchte. Die Anwesenheit und therapeutische Wirkung von Wolke sind ein großer Schritt zur Selbstständigkeit von Pia, so ihre Mutter im Gespräch (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 7).

6.3. Welche Voraussetzungen muss ein solcher Hund haben?

Es gibt bestimmte Voraussetzungen, die ein Therapiehund erfüllen sollte. Diese sind aber nicht, wie vielleicht anzunehmen wäre, von seiner Größe, Rasse oder Herkunft abhängig. Ganz im Gegenteil. Prinzipiell kann jeder Hund zu therapeutischen Zwecken ausgebildet werden. Es ist nicht von Bedeutung, ob es sich um ein Tier mit Züchterpapieren oder eines aus dem Tierheim handelt (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 22f).

Entscheidend sind andere Eigenschaften und Qualitäten, die bei jedem Hund individuell betrachtet werden müssen und die sich entwickeln können. Die Grundlage ist zudem eine vertrauensvolle Bindung zwischen Mensch und Tier (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 193).

Röger-Lakenbrink vertritt diese Auffassung ebenso und betont, dass man sich nicht auf Moderassehundesteifen soll, da tatsächlich alle Hunde, auch Mischlinge, als Therapiehund arbeiten können. Demnach ist nicht darauf zu vertrauen, dass ein Tier, das von Elterntieren mit therapeutischer Ausbildung abstammt, für eine solche Ausbildung geeignet ist. Zwar habe der Züchter ein

gewisses Maß an Einfluss durch eine verantwortungsvolle Erziehung der Jungtiere, dies ist aber nicht als Garantie zu werten (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 23).

Um ein erfolgreicher, vertrauensvoller Therapiehund werden zu können, bedarf es einiger Eigenschaften und Verhaltensweisen, die der Hund erfüllen sollte.

Röger-Lakenbrink stellt diese in ihrem Buch in Form einer Aufzählung vor. Ich möchte mich im Folgenden an diese Aufzählung anlehnen und sie, ergänzt mit Erläuterungen, aufführen:

Zu den Eigenschaften gehört ein menschenbezogenes Wesen, das bereit ist, sich führen zu lassen, nicht permanent den eigenen Willen durchsetzt und stets den Kontakt zum Menschen sucht. Generell sollte das Tier aufgeschlossen, offen und freundlich im Umgang mit anderen Menschen und Tieren sein und mit diesen einen guten sozialen Umgang pflegen. Es sollte sich um ein Tier handeln, das Körperkontakt, Nähe und Zärtlichkeit sucht und dies gut ertragen kann. Es ist sicherlich von Vorteil, wenn der Hund eine hohe Toleranzschwelle hat, nicht allzu schreckhaft auf unvorhergesehene Ereignisse reagiert und auch kein sehr scheues und ängstliches Wesen hat. Am Beispiel von Wolke wird ersichtlich, dass ein gewisser Grad an Neugier und Frechheit einen charakterlichen Vorzug darstellen kann.

Gesundheit, ein gepflegtes Äußeres und Hygiene sind grundlegend. Auch sollte der Hund nicht zu viel bellen, oder sich zu aufdringlich verhalten. Der instinktive Jagdtrieb sollte kontrollierbar sein. Auf der einen Seite sollte der Hund nicht zu jung, d.h., nicht unter 18 Monate sein, auf der anderen Seite aber auch nicht zu alt (älter als sieben Jahre bei der Prüfung). Wobei die Ausbildungsart des Tieres beachtet werden sollte (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 35).

Zudem muss bei der Auswahl dringend darauf zu achten sein, wie groß oder klein der Hund im ausgewachsenen Alter sein sollte. Das kommt ganz auf das Einsatzgebiet an (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 35).

„Am Beispiel von Pia ist Wolkes Körpergröße angemessen. Wenn man sich nun vorstellen würde, Pias Mutter hätte sich für einen sehr großen Berner Sennenhund entschieden, so könnte ich mir nur schwer vorstellen, dass dieses

Tier auf Pias Schoß sitzt, um sie zu beruhigen oder um mit ihr zu spielen“ (Erinnerungsprotokoll 11, Auswahlkriterium für Wolke).

Abgesehen von den oben genannten Eigenschaften sollte ein Hund, der therapeutisch ausgebildet werden soll, *„einen guten Grundgehorsam mitbringen, eine hundegerechte Sozialisation und ein altersgerechtes, differenziertes Milieustraining erfahren haben“* (Röger-Lakenbrink 2010, 35).

Marlene Zähler befasst sich ebenfalls mit den Kriterien zur Auswahl des Hundes. Sie beschreibt ähnliche Charaktereigenschaften wie Röger-Lakenbrink, führt aber noch einige weitere Punkte auf, die ich gerne ergänzen möchte. Demnach sollte ein geeigneter Therapiebegleithund ein generell ruhiges Wesen haben, wenig Misstrauen gegenüber fremden Personen aufzeigen, das eigene Territorium nicht zu sehr verteidigen und eine hohe Empathiefähigkeit mitbringen. Die Gesundheit des Hundes spielt eine erhebliche Rolle, da ein kranker Hund, der Schmerzen empfindet, eher dazu in der Lage ist, aggressives Verhalten zu zeigen (vgl. Zähler 2003, 373).

Sie hebt die Bedeutung der Aufzucht des Tieres hervor. Der Züchter ist maßgeblich an der Sozialisierung des Hundes beteiligt. Dies ist unter anderem der Grund dafür, weshalb man die Jungtiere nicht zu früh vom Muttertier und den Geschwistern trennen darf. Auch werden in der ersten Zeit die Sinne und die Wahrnehmung des Tieres geschult, weshalb von zu sterilen Umgebungen abzusehen ist. Es ist ratsam, dass Hunde, die später als Therapiebegleithunde eingesetzt werden, in ihren ersten 16 Lebenswochen mit Rollstühlen oder Stöcken Erfahrungen sammeln können, da sie sonst möglicherweise Ängste ausbilden (vgl. Zähler 2003, 375f).

Dies wird auch in den Grundsätzen, der ‚European Society for Animal Assisted Therapy – ESAAT‘ als Grundlage für tiergestützte Arbeit beschrieben. Es wird dort nach positiven Erfahrungen mit Mensch und Tier verlangt (vgl. http://www.esaat.org/Esaat_Grundsaeetze_130510.pdf, Entnahmedatum: 20.01.2012, S.2).

Greiffenhagen und Buck-Werner verweisen darauf, dass seriöse Züchter die Welpen schon frühzeitig mit verschiedenen Reizen konfrontieren, damit diese

später nicht zu schreckhaft werden. Die Welpen sollen alltagstauglich werden und machen sie somit mit verschiedenen Geräuschen vertraut. Sie sollen ebenfalls diverse optische und olfaktorische Reize kennen (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 247).

Zähner kommt in ihrem Aufsatz zu dem Entschluss, dass ein idealer Therapiebegleithund nicht nur das Ergebnis einer guten Züchtung darstellt, sondern durch die Erziehung und Förderung geprägt wird (vgl. Zähner, 2003, 377).

Andrea erzählt im Interview, dass Wolke eigentlich ein bisschen zu lebhaft ist und gewöhnlich ruhigere, genügsame Tiere für die Ausbildung ausgewählt werden (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 10).

Dies ist, so denke ich, ein sehr guter Beweis dafür, dass die individuellen Gegebenheiten stimmen müssen, immerhin passt Wolke perfekt zu Pia und ihrer Familie und ist gerade wegen ihrer Lebhaftigkeit so beliebt bei allen. Auch ist Andrea der Meinung, dass nahezu jedem Hund beispielsweise das Apportieren beigebracht werden könnte, dass aber ein ruhiger und unerschrockener Charakter nicht unbedingt antrainiert werden kann. Sie betont, wie wichtig es ist, dass ein Hund, der wie Wolke eingesetzt werden soll, keine negativen Vorerfahrungen haben darf. Denn in einem solchen Fall könnte man sich nicht auf ihn verlassen. Er könnte in angstausslösenden Situationen schreckhaft und unangemessen reagieren und wenn dies der Fall wäre, könnte sie nicht mit ihm arbeiten, ihm kein Vertrauen schenken (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 11f).

6.4. Für welche Menschen ist ein solcher Hund sinnvoll?

In Kapitel 6.2.1 wurde bereits kurz dargestellt, in welchen Einrichtungen und Institutionen Hunde therapeutisch wirksam sein können. Nun soll geklärt werden, für welche Menschen ein Hund mit therapeutischer Ausbildung von Nutzen sein kann.

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass der „Paradigmenwechsel von Fremd- zur Selbstbestimmung“ (Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 122) einiges dazu beigetragen hat, dass Tiere mittlerweile verstärkt eine Assistenzfunktion

einnehmen. Das Bild von ‚Behinderung‘ hat sich gesellschaftlich gewandelt. Bedingt durch diese neue Art des Denkens und zum Teil auch durch die Umstellung von alten Gewohnheiten, beispielweise der Wohnsituation von Menschen mit Behinderung, ist ihnen eine selbstständigere Lebensweise ermöglicht worden, die auch Tierhaltung möglich macht (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 121ff).

Der therapeutische oder assistierende Einsatz von Hunden eignet sich für Menschen mit Sehbehinderung, sie können die Hilfe eines Blindenführhundes in Anspruch nehmen. Menschen mit verminderter Hörfähigkeit oder Gehörlosigkeit haben mit einem Signalthund einen helfenden Partner an ihrer Seite. Menschen mit motorischer Beeinträchtigung können von einem Behindertenbegleithund profitieren. Menschen, die mit epileptischen Anfällen zu rechnen haben, werden von Epilepsiehunden vorgewarnt und können sich auf bevorstehende Anfälle vorbereiten (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 188f).

Aber auch Patienten von Krankenhäusern, Kliniken oder psychiatrischen Einrichtungen können von der Anwesenheit und Motivation von Therapiebegleithunden profitieren (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 194). Es wurde sogar nachgewiesen, dass Tiere auch bei schwerstkranken Patienten einen erheblichen Einfluss auf den Gemütszustand haben können (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 156).

Auch bei Ergotherapie, Physiotherapie und Logopädie kann die Anwesenheit eines Hundes wirksam sein und wird zunehmend in Anspruch genommen (vgl. Vernooij/Schneider 2010, 194).

Bewohner von Senioren- oder Pflegeheimen erfreuen sich auch zunehmend über die Anwesenheit von Besuchshunden oder eigenen Tieren (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 31). Greiffenhagen und Buck-Werner begründen damit, dass die Senioren für die Momente, in denen ein Tier bei ihnen ist, nicht in Isolation leben und etwas haben, was dazu beiträgt, dass ihr Selbstwertgefühl gesteigert wird (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 97).

Die Anwesenheit eines Hundes steigert die Atmosphäre in Schulklassen und Kindergartengruppen (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 31). Vanek-Gullner

beschreibt, dass ein Hund für ein besseres Schulklima sorgen kann und dass das Tier emotionale Wärme vermittelt (vgl. Vanek-Gullner 2007, 10-13).

Die Pflege von Tieren ist nachweisebar erzieherisch sinnvoll. Auch in der Erziehungshilfe ist schon lange bekannt, dass der Kontakt zu Tieren verschlossene Kinder öffnen kann. Sie lernen Verantwortungsbewusstsein im Umgang mit den Tieren (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 188). Das lässt sich auch auf Hunde übertragen.

Aus dem Ausland kommt die Erkenntnis, dass Tiere im Strafvollzug auch positive Eigenschaften vermitteln können. Dies ist in Deutschland allerdings noch nicht anerkannt (vgl. Greiffenhagen/Buch-Werner 2011, 198).

Frau M. ergänzt den privaten Bereich. So ist sie mit ihren Hunden, bzw. die Therapiehundeteams die sie ausbildet oftmals bei Familien mit Kindern mit Down Syndrom oder Autismus, etc. (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S. 2f).

Aber es muss keine Krankheit oder Behinderung, kein Sozialisierungsproblem oder kriminelle Veranlagung vorhanden sein, damit sich ein Hund als sinnvoll erweist. Bedeutend sind die positiven Eigenschaften, die ein Hund mit sich bringen kann und inwiefern sich diese im Einzelfall auswirken. Die positiven Eigenschaften sind in Kapitel 5.2 zusammengefasst und lassen sich auf all diejenigen übertragen, die ein Bedürfnis danach haben.

7. Pias Mutter und Wolke werden ein Therapiehundeteam

Ungefähr zwei Jahre haben Andrea und Wolke miteinander gelernt und trainiert, bis sie die Prüfung zum Therapiehundeteam erfolgreich bestanden haben.

Andrea und Wolke auf dem Hundeplatz 2010

„Ich habe die ersten Wochen Bücher gelesen ohne Ende, weil man dann doch merkt, wie viel man falsch machen kann und dass es doch wichtig ist, dass man am Anfang keine Fehler macht“ (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 9).

An ihrer Seite stand immer Frau M., die Ausbilderin der beiden. Sie war nach dem ersten Kontakt durch Andrea *„sehr berührt vom Einsatz und ihrer Liebe, die Pias Mutter ihrer Tochter entgegenbrachte“* (Befragung von Frau M., siehe Dokument S. 5).

Fehler vermeiden, das war ein großes Thema innerhalb der Familie. Einen anerzogenen Fehler wieder rückgängig machen zu müssen ist mühsam. Bei der Erziehung von Wolke durften alle mitwirken, auch Pias kleine Schwester, die

dadurch ihrer großen Schwester helfen kann, was sie sehr stolz macht (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 12).

7.1. Wer bildet einen solchen Hund aus?

Bislang gibt es keine vorgeschriebene, verbindliche Norm, nach der sich die Ausbildung der Hundetrainer richten muss. Das Berufsbild ist noch nicht einheitlich definiert (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 252).

Dieser Umstand sollte sich ändern. Jede Form der Hundebildung stellt eine Herausforderung dar, die man mit viel Feingefühl und einem klaren Ziel verfolgen sollte. Der Ausbilder trägt dabei eine große Verantwortung, schließlich soll der Hund im Anschluss an die Ausbildung sein Leben lang im therapeutischen oder assistierenden Dienst aktiv sein und zur Verbesserung der Lebensqualität anderer Menschen beitragen. Somit wäre es von Vorteil, wenn es zukünftig eine Vereinheitlichung der Maßstäbe und Anforderungen geben würde (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 252).

Der Wunsch nach einem offiziellen und anerkannten Berufsbild des Ausbilders für Therapie- und Behindertenbegleithunde ist weit verbreitet. So findet sich diese Forderung beispielsweise als eine der ersten Zielsetzungen auf der Website des Deutschen Ausbildungsvereins für Therapie- und Behindertenbegleithunde e.V. (vgl. <http://www.behindertenbegleithunde.de/pages/ziele.html>, Entnahmedatum: 20.01.2012).

Greiffenhagen und Buck-Werner führen ein paar Kriterien auf, die ein professioneller Ausbilder mitbringen sollte und auf deren Basis eine sinnvolle Hundebildung realisierbar ist. Dazu gehören u.a.

„Grundkenntnisse in Ethologie, Physiologie/Neurologie, Rassedisposition, Anatomie, Tierschutz, Lernpsychologie, Ernährung, Genetik, Haltung & Pflege, verhaltenstherapeutische Maßnahmen, Ausbildungsmethodik, Menschenführung, Didaktik, kaufmännisches Wissen, Kommunikation, Rechtskunde, hundespezifisches Verhalten & Individualentwicklung, Umwelt- & Naturschutz, praktische Arbeit mit dem Hund“
(Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 252).

Außerdem sollten vor der eigenen Tätigkeit als Ausbilder Praktika bei z.B. einer Tierarztpraxis absolviert werden (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 252).

Frau M., die Ausbilderin von Pias Mutter und Wolke erzählte mir, welchen beruflichen Werdegang sie bestritten hat. Wie sie sich stetig weiterentwickelt hat und wie sie letzten Endes zu ihrem Ziel, der Arbeit mit den Hunden gekommen ist (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S.2f).

Seit ihrer Kindheit spielen Hunde eine wichtige Rolle in ihrem Leben. Frau M. hat mehrere Ausbildungen und ein Studium im sozialen Bereich abgeschlossen, wollte dann aber ihr Interesse an den Hunden vertiefen. Sie wurde heimtierpsychologische Beraterin, was ihr aber zu theoretisch war. Daher wurde sie Hundetrainerin und *„erkannte immer mehr, welchen Nutzen Hunde für besondere Menschen haben können“* (Befragung von Frau M., siehe Dokument S. 3).

Darauf aufbauend ließ sie sich beim Berufsverband für Therapie- und Begleithunde zur Fachtrainerin für diese speziellen Hunde ausbilden. Nachdem sie auf dem Gebiet Erfahrung gesammelt hatte, eröffnete sie ihre eigene Hundeschule, basierend auf ihrem eigenen Konzept. Dies besagt, dass Mensch und Hund von Welpenalter an ein Therapiehund-Team werden, eine starke Bindung zueinander aufbauen und somit effektiv zusammenarbeiten können (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S. 3).

„Über die Erzählungen von Andrea hatte ich von Anfang an einen Einblick in den Verlauf der Ausbildung von Wolke und ihr zum Therapiehund-Team. Vor drei Monaten lernte ich dann die Ausbilderin, Frau M., kennen und freute mich sehr über ihre offene Art und ihre Bereitschaft auf meine Fragen über die zu antworten. Ich konnte sie im Umgang mit den Hunden erleben und fand es sehr eindrucksvoll, mit wie viel Feingefühl sie mit den Tieren umgeht. In diesem Moment hatte ich das Gefühl, dass sie den ‚Prototypen‘ eines Hunde- bzw. Menschengesellschafters verkörpert, vor allem mit dem Hintergrundwissen, was sie alles für Pias Familie getan hat“ (Erinnerungsprotokoll 12, Die Ausbilderin).

Frau M. äußert auf die Frage, was ein Ausbilder an Qualifikation mitbringen sollte, dass Menschenkenntnis und Empathie bedeutsam sind. Auch eine fundierte Ausbildung zum Hundetrainer, bzw. zum Fachtrainer für Therapie- und

Begleithunde gehören dazu. Weiterhin hält sie eine Ausbildung in einem Beruf mit pädagogischen und psychologischen Inhalten und Kenntnisse über Verhaltensauffälligkeiten und Behinderungen für notwendig (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S. 3).

7.2. Wie verläuft eine Ausbildung?

An dieser Stelle werden allgemeine Informationen und mögliche Abläufe einiger verschiedener Ausbildungsarten dargestellt. In einem weiteren Unterpunkt wird der Ablauf der Ausbildung von Andrea und Wolke zum Therapiehundeteam geschildert.

7.2.1. Allgemeine Informationen zur Ausbildung

Röger-Lakenbrink rät ausdrücklich dazu, dass in der Vorbereitung einer Ausbildung zum Therapiehundeteam viele Informationen über die Ausbildungsart und den Ausbilder eingeholt werden sollten. So erhält man eine realistische Vorstellung von den Anforderungen und kann sich überlegen, ob die jeweilige Art für einen selbst und den Hund geeignet ist (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 52).

Es sollte akzeptieren werden, wenn der Hund von den Ausbildern als ungeeignet empfunden wird und von einer Ausbildung aus diesen Gründen abgeraten wird. Dies dient in der Regel dem Schutz des Hundes, wenn dieser z.B. die hohen Anforderungen als Stress empfinden würde (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 52f).

Während der Ausbildung ist unbedingt auf die anatomischen und physiologischen Gegebenheiten des Hundes zu achten. Es ist davon abzuraten, dem Hund mehr Training zuzumuten, als er erbringen kann (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 250).

Ein wichtiger Punkt, der ebenfalls in der Ausbildung vermittelt wird und auf den jedes Therapiehundeteam später Acht geben muss, ist die Hygiene. Einsatzstätten unterliegen in manchen Fällen hygienischen Vorschriften, an die sich das Therapiehundeteam zu halten hat. Absprachen sind zu treffen und einzuhalten. Der Hund muss demnach gesund sein und verfügt über ein

sauberes Erscheinungsbild. Zum Thema Hygiene wäre noch viel mehr zu sagen, was an dieser Stelle allerdings zu weit führen würde. Weitere Informationen finden sich in der Literatur (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 58-61).

In der Ausbildung wird das Therapiehundeteam auf die zukünftigen Einsätze vorbereitet. Das Training beinhaltet, fremde Verhaltensmuster kennenzulernen, damit ein späterer Umgang mit z.B. Kindern mit ADHS, Behinderung oder Alzheimerpatienten kein Hindernis darstellt. Röger-Lakenbrink betont die Bedeutsamkeit des Verhaltens des Therapiehundeteams, Mensch und Hund sollten in der Lage sein, jeden Menschen entsprechend seiner Art oder seines Krankheitsbildes zu begrüßen, anzunehmen und dementsprechend zu behandeln (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 55).

Der Austausch mit dem Ausbilder über mögliche psychische Belastungen ist ebenfalls Teil der Ausbildung. Immerhin ist es möglich, dass ein Therapiehundeteam während eines Einsatzes mit Schicksalsschlägen und der schlechten psychischen Verfassung von Patienten konfrontiert wird (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 56).

Ein vielseitiger Einblick in die möglichen Tätigkeitsfelder gehört auch zur Ausbildung. So kann jedes Therapiehundeteam innerhalb der Ausbildungszeit erkennen, in welchem dieser Bereiche es später aktiv werden möchte. Auf diese Weise kann sich herausstellen, ob der Hund eine Vorliebe zu einem speziellen Arbeitsfeld hat, nach dem man sich dann richten kann. Wichtig für einen gelungenen und wirkungsvollen Einsatz ist es, dass beide Beteiligten des Therapiehundeteams an dem Einsatz interessiert sind (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 56).

In Deutschland sollte sich der zukünftige Hundeführer vor Beginn einer Ausbildung zum Therapiehundeteam, zuerst einen Überblick verschaffen. Aufgrund der bislang nicht vereinheitlichten Maßstäbe der Ausbildungsinhalte, die im Unterpunkt ‚Regelungen in Deutschland‘ noch geklärt werden, rät Röger-Lakenbrink dazu, auf die folgenden Hinweise zu achten: die Ausbildung gilt für beide Beteiligten des Therapiehundeteams, sie muss mit dem eigenen Hund bestritten werden, der Hund muss nach den Richtlinien der IAHAIO geschützt werden, der Ausbilder sollte über Praxis verfügen und Erfahrung mitbringen und

die Ausbildungsdauer sollte über einen längeren Zeitraum andauern (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 62).

Es werden drei Arten der Ausbildung unterschieden, in manchen Fällen überschneiden sich die Ausbildungsweisen und sind nicht mehr klar voneinander abzugrenzen (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 63).

Besuchsdienste mit Hunden

Die Hunde-Teams, die sich für Besuchsdienste z.B. im Seniorenheim ausbilden lassen, erhalten ihre Informationen meist durch Vorträge innerhalb eines Vereins. Danach erhalten sie von praxiserprobten Hundeführern Unterstützung direkt in der Einsatzstätte. Diese Art der Schulung dauert in etwa ein halbes Jahr und wird im Weiteren in Form des Ehrenamtes durchgeführt. Durch diesen Umstand wird der Besuchsdienst meist kostenlos angeboten. Auf diesem Gebiet gibt es Vereine, die sehr aktiv sind und auf eine lange Erfahrung zurückblicken, beispielsweise „Tiere helfen Menschen e.V.“ (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 64).

Pädagogisch/therapeutische Einsätze mit Hunden

Für einen pädagogischen oder therapeutischen Einsatz mit Hunden gestaltet sich die Ausbildung etwas anders.

In der Regel findet zu Beginn ein Informationsgespräch statt. Es besteht die Möglichkeit, dass der zukünftige Therapiehundeführer einen Besuch in der Praxis macht, es folgt ein Eignungstest. Ist dieser erfolgreich bestanden, kann mit der praktischen und theoretischen Ausbildung begonnen werden. Wenn die beiden abschließenden Prüfungen erfolgreich abgelegt werden, agieren Mensch und Tier zukünftig als Therapiehundeteam (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 64).

Berufsspezifischer Einsatz des Therapiehundes

Die dritte Art der Ausbildung ermöglicht den „berufsspezifischen Einsatz des Therapiehundes“ (Röger-Lakenbrink 2010, 65).

Diese Form der Ausbildung ist nur für Menschen gedacht, die bereits in irgendeiner Form therapeutisch tätig sind und ihren Beruf durch die therapeutische Mitarbeit des Hundes erweitern möchten. Es handelt sich dabei um eine Zusatzqualifikation.

Nach der Ausbildungszeit, die in den meisten Fällen auf das spätere Tätigkeitsfeld zugeschnitten ist, erfolgen auch hier eine praktische und eine theoretische Prüfung. In Folge dieser Prüfungsleistungen können sich Mensch und Tier als Therapiebegleithunde-Team bezeichnen, wobei auch dieser Titel nicht geschützt ist (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 65).

Für alle Arten der Ausbildung gilt, dass der Gesundheitszustand des Hundes ständig kontrolliert werden muss (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 246). Die Bestimmungen zum Schutz des Hundes werden in Kapitel 8. detailliert beschrieben.

7.2.2. Die Ausbildung von Pias Mutter und Wolke

Wie sich die Umstände einer Ausbildung zum Therapiehundeteam für einen pädagogischen und therapeutischen Einsatz gestalten können, möchte ich am Beispiel der von mir gewählten Fallgeschichte darstellen.

Andrea und Wolke haben ihre Ausbildung mit dem Welpentraining begonnen (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 12).

Die Ausbilderin, Frau M., berichtet über diese erste Zeit des Trainings, dass sie mit der Sozialisation des Welpen beginnt und ihn an die Um- und Mitwelt heranführt. Es folgt auf spielerische Weise das Training des Grundgehorsams, Wolke lernt die wichtigsten Kommandos. In einem weiteren Schritt wird der Mensch in Hundehaltung, Erziehung, etc. geschult (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S. 5f).

Wolke sollte Erfahrung mit Wildtieren machen, den Stadtverkehr kennenlernen und mit fremden Kindern zurechtkommen. Als nächstes wurde die Bindungsfestigung zu Pia angestrebt. Dies wurde durch häufigen Körperkontakt und das Lecken der Hände zur Entspannung der Spastik erreicht. Wolke sollte lernen, die Windeln von Pia zu bringen und Gegenstände aufzuheben. Auch

das Spielen mit Pia lernte Wolke schnell, so sollte sie z.B. auf einen singenden Brummkreisel drücken, der Pia zum Lachen bringt und der ihr Freude bereitet.

Die Ausbilderin stellte bereits nach kurzer Zeit fest, dass sich Wolke sehr schnell für Pia verantwortlich fühlte und diese Aufgabe voller Begeisterung wahrnimmt (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S.6)

Ein weiterer Teil von Wolkes Ausbildung bestand in der Sozialisation mit anderen Artgenossen und der Gewöhnung und dem Umgang mit orthopädischen Hilfsmitteln, wie zum Beispiel dem Rollstuhl oder Gehhilfen. Wolke sollte lernen, ungewöhnliche oder spontane Bewegungen von Menschen zu akzeptieren und sich nicht von fremdartigem Aussehen verängstigen zu lassen (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S.6).

Schließlich soll sie sich in ihrer Rolle als Therapiehündin nicht vor solchen Dingen verunsichern oder abschrecken lassen.

Andrea und Wolke waren alle zwei Wochen auf dem Hundeplatz und haben in der Zeit zwischen den Terminen zu Hause und manchmal auch an anderen Stellen, z.B. in der Stadt geübt. Frau M. besuchte die Familie zu Hause und trainierte Wolke vor Ort (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 11).

Im zweiten Drittel der Ausbildung haben Andrea und Wolke eine Basisprüfung abgelegt. Der Grundgehorsam und die Wesensfestigkeit von Wolke wurden somit überprüft. Am Ende der Ausbildung musste Andrea eine schriftliche Prüfung über die theoretischen Inhalte ablegen (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S.5). Inhalte waren beispielsweise Pflege, Ernährung, Anatomie, Krankheiten und andere Dinge, die mit dem Hund zusammenhängen (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 12).

Es folgte eine praktische Prüfung, in der Andrea und Wolke beweisen mussten, dass sie sich im Einsatz bewähren können (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S.5). Nun dürfen sie sich als Therapiehunde-Team bezeichnen und ehrenamtlich in Einrichtungen tätig sein.

Wolkes Erziehung zieht sich weiter durch den Alltag. „Oberstes Gebot“, so Greiffenhagen und Buck-Werner, „scheint uns ein konsequenter Umgang mit den Hunden zu sein“ (Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 250). Dies bestätigt

Andrea indem sie sagt, dass man Wolke heute immer noch erziehen müsse (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 11).

7.3. Wie viel kostet das?

Die Angaben zu den entstehenden Kosten der Ausbildungen variieren stark. Auch muss man die Anschaffungs- und die Haltungskosten des Hundes bedenken.

Röger-Lakenbrink schildert, dass die Ausbildung für die Besuchsdiensthunde meist kostenfrei durch Vereine verläuft. Die Ausbildung der Therapiehundeteams beläuft sich auf etwa mehrere Hundert Euro zuzüglich weiterer Kosten für Prüfungen oder Ausbildungsmaterialien. Die berufsspezifische Zusatzqualifikation, durch die man zum Therapiebegleithundeteam befähigt wird, kostet ca. 3000 Euro (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 66).

Frau M. antwortet, dass auf jeden Fall mit mehreren tausend Euro gerechnet werden muss, wobei es auf die genaue Ausbildungsart und –dauer ankommt. Je länger man für die Erarbeitung von Dienstleistungen braucht, desto höher fallen die Kosten aus (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S.7).

Die Regelungen zur Übernahme der Kosten sind verschieden. In manchen Fällen erstatten Arbeitgeber oder Vereine einen Teil der Kosten. Meistens stehen die Hundehalter für die Kosten ein. In manchen Städten und Gemeinden werden offiziell ausgebildete Therapiehunde von der Hundesteuer befreit (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 67).

Auch Futter- und Tierarzkosten können bei einem Hund, der eine Ausbildung genossen hat, in der Steuererklärung angegeben werden (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 120).

Greiffenhagen und Buck-Werner bekräftigen ebenfalls die Aussage, dass die Ausbildung eines Hundes zu therapeutischen Zwecken sehr kostspielig ist. Sie nennen die Ausbildung zum Blindenführhund, die demnach ebenfalls „viele tausend Euro“ (Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 120) kostet (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 120). Wobei der Blindenhund tatsächlich von den Krankenkassen als Hilfsmittel eingestuft wird und daher die Kosten

übernommen werden. Anders verhält sich das bei anderen Hunden, die eine Ausbildung genossen haben (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 120).

Die Kostenübernahme durch die Krankenkassen ist im europäischen Raum noch nicht üblich. Ganz im Gegensatz zu den USA, wo tiergestützte Therapie schon weiter verbreitet und eher anerkannt ist und Einsätze von Therapiehundeteams erstattet werden (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 67).

7.4. Regelungen in Deutschland

Wie bereits in Kapitel 6. beschrieben, entwickelte sich der Gedanke der therapeutischen Wirkung des Hundes bereits Ende der Sechziger-, Anfang der Siebziger Jahre in den USA.

Einige Zeit später, 1990, erfolgte die Gründung eines Dachverbandes, der „Internationale Dachverband für die Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung – IAHAIO“ (International Association of Human Animal Interaction Organisations). Dieser Dachverband hat sich die internationale Verbreitung von empirischen Daten zur Aufgabe gemacht und gehört der Delta Society an (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S.15). Soviele zur internationalen Struktur.

In den europäischen Ländern, bzw. den deutschsprachigen Staaten, Deutschland, Österreich und der Schweiz kam es ebenfalls Ende der Achtziger Jahre, Anfang der Neunziger Jahre zur Gründung von zahlreichen Vereinen und Verbänden. So gibt es in Österreich den Verein „Tiere als Therapie“ (TAT), in der Schweiz gründete sich der „Verein Therapiehund Schweiz“ (VTHS) und in Deutschland war der Verein „Tiere helfen Menschen e.V.“ einer der ersten (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 15).

Die aktuelle Problematik im europäischen Raum ist, wie bereits in Kapitel 6. dargestellt, dass die Begrifflichkeiten nicht geschützt sind und es keine einheitlichen Qualitätsstandards für die Ausbildungen im therapeutischen Bereich mit Hunden gibt. Die Konsequenz daraus ist, dass mittlerweile eine Vielzahl von Vereinen, Verbänden und Ausbildern existieren, die nach unterschiedlichen Maßstäben agieren und zum Teil keinerlei Absprache über Ausbildungsinhalte innerhalb dieser Einrichtungen besteht. Die Bemühungen,

einen sinnvollen Austausch aller Aktiven herzustellen, waren bislang erfolglos. Dies liegt zum Teil an der Wettbewerbssituation. Um dieser Entwicklung ein wenig entgegenzuwirken, haben in den letzten Jahren einige, länderübergreifende Symposien stattgefunden (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S.16f).

Relativ neu, aus dem Jahre 2005, ist die Herausbildung der ‚European Society for Animal Assisted Therapy – ESAAT‘, dem europäischen Dachverband der tiergestützten Therapie. Ziel von ESAAT ist es, Ziele und Anforderungen festzulegen und diese zu überprüfen. Aufgrund von auseinandergelassenen Meinungen zwischen den Gründungsmitgliedern kam es zu einer Spaltung, ein weiterer Verband bildete sich, die ‚International Association for Animal Assisted Therapy – ISAAT‘ (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 17).

Allgemein lässt sich sagen, dass therapeutische Formen mit Tieren zunehmend in der Öffentlichkeit bekannt werden und Anklang finden. Ein Fortschritt ist erkennbar, so mussten sich die Vertreter zu Beginn ihrer Arbeit noch mehr einsetzen um Anerkennung und Ansehen zu verdienen (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 18).

Laut Angaben der ISAAT liegt die Schwierigkeit des Bestrebens nach Anerkennung mit unter darin, dass auch Leute in dieser therapeutischen Arbeit beruflich aktiv sind, die nur über mangelhafte Qualifikationen verfügen (vgl. <http://www.aat-isaat.org/download/Erklaerung%20- Qualitaetssicherung%20in%20der%20Praxis-%20.pdf>, Entnahmedatum: 20.01.2012, S.1).

Menschen, die beruflich mit der Thematik konfrontiert sind, wünschen sich eine einheitliche Struktur. Frau M. ist der Meinung, dass Ausbildungen und Prüfungen vereinheitlicht werden sollten und in einem weiteren Schritt die Krankenkassen und Sozialämter die Kosten auch für Therapie- und Begleithunde übernehmen sollten (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S.4).

8. Eine etwas erschöpfte Wolke

Von Zeit zu Zeit kann es vorkommen, dass Hunde wie Wolke durch ihre Arbeit als Co-Therapeuten müde werden. Sie benötigen eine Pause und möchten sich zurückziehen. Wenn darauf keine Rücksicht genommen wird, kann das schlimme Konsequenzen nach sich ziehen.

Wie eine Überforderung des Hundes zustande kommen kann und welche Möglichkeiten man zur Vorbeugung hat, werde ich in den folgenden Unterpunkten aufführen. Abgerundet wird das Kapitel durch weitere Grenzen, die bei therapeutischen Einsätzen mit Hunden ebenfalls erreicht werden können.

Im Bezug auf Pia wird Wolke nicht müde. In diesem Punkt scheint ihre Motivation grenzenlos und unermüdlich zu sein. Alles lässt sie stehen und liegen, wenn es um Pia geht. Es kommt vor, dass Wolke ihr Fressen stehen lässt, wenn Pia von ihrer Mutter ins Bett gebracht wird, damit sie dabei sein kann und Pia nicht ohne sie einschlafen muss. Pia wird immer von Wolke begrüßt, sobald ihr Fahrdienst vor der Haustür steht und sie nach Hause bringt. Für andere Familienmitglieder unterbricht sie nicht immer ihren Schlaf. Für Pia ist Wolke immer da (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 15).

Wenn Andrea aber mit Wolke ihrer Arbeit als Therapiehundeteam nachgeht, verhält sich das etwas anders.

„Wenn ich jetzt mit Wolke arbeiten gehe, ist sie danach fix und fertig. Dann ist sie k.o.“ (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 15).

Andrea und Wolke sind momentan in zwei Einrichtungen als Therapiehundeteam tätig. Zum einen handelt es sich um ein Seniorenheim, zum anderen um die JULE.

Im Seniorenheim, wo die beiden älteren Menschen Gesellschaft leisten und zur Seite stehen, muss Andrea Wolkes Einsatzbereitschaft manchmal bremsen. Wolke würde, wenn sie eigentlich ihren Einsatz bereits beendet haben, noch einmal von vorne anfangen, wenn man sie ließe (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 15).

Wieder zu Hause angekommen, zieht sich Wolke ins Schlafzimmer zurück (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 15). Das macht sie im normalen Familienalltag nur selten. Darin liegt ein möglicher Hinweis dafür, dass Wolke nach ihren Einsätzen einen ruhigen Rückzugsort und Zeit für sich benötigt, um sich von den Anstrengungen zu erholen.

Bei ihrer zweiten Einsatzstätte, der JULE, muss Andrea etwas mehr aufpassen. Dort kann es vorkommen, dass Wolke erste Anzeichen von Stress zeigt, sobald die Jungen mit denen sie dort arbeiten zu unruhig werden. Oft sind sie zu laut oder sehr aktiv und machen zu viele Dinge durcheinander (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 16). Das Risiko, dass Wolke Stress empfindet, ist bei diesem Einsatz erheblich höher, da sie mit den Kindern an deren Verhaltensauffälligkeiten, Sozialkompetenzen und Akzeptanz von Grenzen arbeiten. *„Da habe ich bei der Wolke schon Stress erlebt“* (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 16).

Nach dem Interview erzählte Andrea mir von einer Stressreaktion von Wolke, die ihr im Nachhinein eingefallen ist. Sie war mit Wolke in der JULE, in einem Raum mit ein paar Jugendlichen und einer Sozialarbeiterin. Es sollte Musik abgespielt werden. Allerdings gab es technische Schwierigkeiten und es kam zu einer Übersteuerung der Stereoanlage. Ein langes, sehr lautes Geräusch ertönte, sodass alle anwesenden im Raum aufschreckten. Für Wolke war das ein sehr schlimmes Ereignis. Sie konnte sich dem Lärm nicht schnell entziehen. Nach diesem Ereignis reagierte sie ängstlich auf diesen Raum. Zwar akzeptiert sie diesen heute wieder, ist aber immer etwas angespannt, sobald etwas Unvorhergesehenes geschieht. Dieses Beispiel verdeutlicht, dass es auch räumliche und technische Gegebenheiten sein können, die ihm Stress bereiten können. Nicht in jedem Fall ist der Hundeführer oder Patient Verursacher des Stressempfindens.

Es ist erfreulich, dass Wolke bezüglich Pia keinerlei Stressverhalten zeigt. Sie stellt sich dieser Aufgabe immer wieder aus eigenen Willen. Auch Wolkes Reaktionen, wenn sie im Einsatz ist, sind normal und nicht schlimm, solange Andrea darauf bedacht ist, sie zu schützen und nicht zu überfordern.

8.1. Überforderung des Hundes

Die Befindlichkeit des Hundes ist von großer Bedeutung. Frau M. verwies mich darauf, dass es nicht ohne Folgen bleibt, wenn man die Bedürfnisse des Hundes nicht wahrnimmt und es zur Überforderung kommt (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokument S.8). Greiffenhagen und Buck-Werner thematisieren dies ebenfalls: die Bedürfnisse des Hundes müssen beachtet werden (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 240).

Jeder Hundebesitzer sollte in der Lage sein, zu erkennen, wenn sein Tier erste Anzeichen der Überforderung anzeigt. Vor allem, wenn es sich dabei um Therapiehund handelt. Dies wird zum Teil auch innerhalb der Ausbildung geschult (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 48). Darin besteht die Notwendigkeit der Ausbildung des Menschen innerhalb der Hundebildung (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 240).

8.1.1. Mögliche Ursachen

Situationen, in denen ein Hund Stress oder das Gefühl der Überforderung empfindet, sind generell von den individuellen Bedürfnissen und Empfindungen des Hundes abhängig. Diese gilt es unbedingt zu verhindern oder abzuwenden. Mögliche Situationen werden nun aufgeführt.

Jeder therapeutische Einsatz fordert den Hund in hohem Maße heraus. Vor allem dann, wenn die Dauer oder Einsatzanzahl überschritten wird, die der Hund ertragen kann. Die Tiere nehmen sehr vieles wahr, sind feinfühler als der Mensch. Sie müssen daher diese Eindrücke in Ruhe verarbeiten können. Demnach ist es eine große Leistung, dass sie die Bedingungen während eines Einsatzes verkraften können. Je nach Einsatzart müssen sie mit negativen Stimmungen, Aggressivität oder schwer niedergeschlagenen Patienten fertig werden. Allein die Atmosphäre verlangt ihnen viel Kraft ab (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 40). Ein Hund darf ungefähr zwei- bis dreimal pro Woche eingesetzt werden. Einsätze sollten dann maximal zwei Mal am Tag stattfinden, für etwa eine Dauer von 15 Minuten bis zu einer Stunde (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 42).

Eine weitere Ursache für das Stressempfinden oder die Überforderung des Hundes stellen körperliche Schmerzen dar. Dies ist z.B. bei der Lagerung

innerhalb des Einsatzes zu bedenken (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 40f). Es kann auch vorkommen, dass ein Hund, der schon längere Zeit als Therapiehund aktiv ist, nach einigen Jahren an Rückenschmerzen leidet und das Streicheln nicht mehr ertragen kann (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 239f).

Eigentlich werden die Hunde dazu ausgebildet, kräftige und unvorhergesehene Berührungen zu tolerieren, dennoch dürfen diese nicht zu häufig vorkommen (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 40f). Denkbar sind solche Vorkommnisse bei der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, die z.B. aggressives Verhalten haben oder ihre Kraft nicht dosieren können. Aber auch Pia führt manchmal solche Bewegungen aus, die Wolke erschrecken oder einen kurzen Schmerz auslösen. Pia ist nahezu blind und kann die Auswirkungen ihrer Bewegungen nicht einschätzen. In ihrem oder ähnlichen Fällen sind das keine absichtsvollen Handlungen.

Röger-Lakenbrink führt einen weiteren Aspekt auf, den die meisten auf den ersten Blick wahrscheinlich nicht als Gefahrenquelle für den Hund erachtet würden. Es handelt sich dabei um die Ernährung des Hundes. Der Hundebesitzer sollte verantwortungsvoll mit diesem Thema umgehen und die Ernährung seines Hundes überwachen (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 41). Bei der Arbeit mit Therapiehunden wird nach dem Belohnungsprinzip gearbeitet, das erzielt zumindest die besten Ergebnisse (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 250). Das Futter, das der Belohnung im Training oder im Einsatz dient, muss vom täglichen Futterbedarf des Hundes abgezogen werden. Würde man das missachten, hätte man nach kurzer Zeit einen übergewichtigen Hund, der gesundheitliche Folgen zu tragen hätte (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 41f). Greiffenhagen und Buck-Werner erachten diesen Aspekt ebenfalls als wichtig und raten zur *„gründlichen Beratung über artgerechte Ernährung“* (Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 242).

In manchen Institutionen, in denen Therapiehunde eingesetzt werden, bekommen die Patienten Medikamente verabreicht. Es ist darauf zu achten, dass nicht der Hund aus Versehen Pillen oder ähnliches schluckt (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 42).

Ein natürliches Bedürfnis des Hundes ist der ausreichende Schlaf. Zwölf bis 18 Stunden am Tag legt sich der Hund zur Ruhe. Der Hundebesitzer hat darauf zu achten, dass seinem Tier diese Ruhezeiten ermöglicht werden und sich der Hund ausreichend zur Entspannung zurückziehen kann (vgl. (Röger-Lakenbrink 2010, 42).

Während des Einsatzes eines Therapiehundes sollten die Rahmenbedingungen zu Gunsten des Hundes gestaltet sein, um weiteren Stress zu vermeiden. Das bedeutet, dass die Räumlichkeiten ruhig sind und ausreichend gelüftet werden sollen. Die Gruppengröße sollte die Anzahl von acht Teilnehmern nicht überschreiten, da es sonst auch zur Überforderung kommen kann (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 44).

8.1.2. Anzeichen von Überforderung

Es ist möglich, den Stress des Hundes zu verhindern, wenn man seine Warnsignale wahrnimmt. Dabei sind die körperlichen Anzeichen des Hundes in der Regel sehr deutlich (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 48).

Röger-Lakenbrink führt diese Signale auf. In Fällen von Stress und Überforderung kommt es vor, dass Hunde vermehrt gähnen. Auch blinzeln sie, lecken sich über die Schnauze, kratzen, schütteln oder beißen sich. Sie wedeln langsam mit dem Schwanz, wenden ihren Blick ab, drehen sich weg oder erscheinen teilnahmslos. Auch kann es vorkommen, dass sie zittern oder hecheln, ihr Gegenüber hektisch ablecken und vermehrt urinieren. Das Fell kann zu schuppen beginnen, sie schwitzen, erleiden Durchfall oder müssen brechen. Sie sind appetitlos, stinken aus dem Maul, oder haben verhärtete Muskeln und einen Puls, der der Norm abweicht (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 49).

Dr. Joachim schildert ähnliche Signale des Hundes. Ihrer Aussage nach, kann langfristig empfundener Stress bei Hunden zu „Stoffwechselstörungen, Erschöpfungszuständen oder Herzproblemen führen“ (Dr. Joachim 2008, 1). Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, Auswirkungen von Stressbelastungen auch bei Tieren zu erforschen. Da sie im Gegensatz zum Menschen keine Befragungen durchführen kann, sind dabei körperliche Indikatoren, wie z.B. der Cortisolspiegel ausschlaggebend (vgl. Dr. Joachim 2008, 1).

In tatsächlichen Fällen von Überforderung treten auch mehrere Merkmale parallel auf. Es gehört zu den Aufgaben und Kompetenzen des gewissenhaften Besitzers, diese Anzeichen durch eine aufmerksame Beobachtung zu erkennen und deuten zu können (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, S. 49).

8.2. Der Schutz des Hundes

Es wurde nun verdeutlicht, welche Faktoren den Hund möglicherweise überfordern können, bzw. Stress auslösen. Die Signale, die der Hund anzeigt, sobald eine Form der Überforderung oder Stress auftritt wurden ebenfalls beschrieben. Es folgen einige allgemeine Hinweise zum Schutz des Hundes.

Der Schutz des Hundes ist auch innerhalb der therapeutischen Einsätze zu gewährleisten. Bull stellt klar, dass der Besitzer für das Wohl des Tieres einstehen muss, da es sich nicht selbst verteidigen kann. Schwierigkeiten können z.B. dann auftreten, wenn Kinder mit starken Spastiken den Hund streicheln möchten. Kreative Lösungen sind gefragt, in diesem Fall wäre eine denkbare Lösung für alle Beteiligten, die Hand des Kindes beim Streicheln zu führen (vgl. Bull 2005, 178).

Für den umfassenden Schutz des Hundes wird empfohlen, dass regelmäßige tierärztliche Untersuchungen stattfinden (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 242). Somit kann der positive Gesundheitszustand des Hundes überwacht werden.

Selbstverständlich wirkende Maßnahmen, die Teil einer artgerechten Tierhaltung sind, möchte ich trotzdem kurz aufführen. Hunde sollten immer die Möglichkeit haben, etwas zu trinken (vgl. Röger-Lakenbrink 2010, 42). Die nötigen Hinweise zur Ernährung wurden in 8.1.1. bereits erwähnt. Die artgerechte Haltungsweise des Hundes stellt die Basis dar, so ist in den „Grundsätzen für tiergestütztes Arbeiten mit Heimtieren“ der ESAAT auch festgehalten, dass Therapiehunde keinesfalls in Zwingern gehalten werden oder mit tierschutzwidrigen Utensilien zurecht gewiesen werden dürfen (vgl. http://www.esaat.org/Esaat_Grundsaeetze_130510.pdf, Entnahmedatum: 20.01.2012).

Gesetzliche Grundlagen tragen auch ihren Teil zum Schutz der Tiere bei. Sie sind im Tierschutzgesetz verhaftet. Grundsätzlich sollte die Gesundheit und der Schutz des Tieres im Interesse des Menschen liegen, da es nur erfolgreich zu therapeutischen Zwecken eingesetzt werden kann, wenn der Mensch seinen Bedürfnissen gerecht wird (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 233).

§1 des Tierschutzgesetzes:

„Zweck dieses Gesetzes ist es, aus der Verantwortung des Menschen für das Tier als Mitgeschöpf dessen Leben und Wohlbefinden zu schützen. Niemand darf einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen“ (http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/__1.html, Entnahmedatum: 21.01.2012).

Das Gesetz ist ein Versuch, für die Rechte der Tiere einzustehen. Das Problem hierbei ist allerdings die Interpretation von subjektiven Empfindungen wie Schmerzen oder Leid. In diesem Gesetz werden weiterhin Aspekte, wie z.B. Tierhaltung geklärt (vgl. Greiffenhagen/Buck-Werner 2011, 234f). Da es für die Fallgeschichte nicht weiter von Bedeutung ist, belasse ich es bei diesen Informationen zum Tierschutzgesetz.

Der europäische Dachverband IAHAIO hat sich ebenfalls den Schutz und die Einhaltung der Lebensqualität des Tieres zur Aufgabe gemacht. Es wurden Richtlinien verfasst, nach denen sich eine Vielzahl der Vereine und Institutionen richten, die „Prager Richtlinien zum Einsatz von Tieren bei tiergestützten Aktivitäten und Therapien“ (Röger-Lakenbrink 2010, 38). Es folgen die Richtlinien, die ich der Website der Organisation entnommen habe:

- „1. Only domestic animals which have been trained using techniques of positive reinforcement, and which have been, and will continue to be, properly housed and cared for, are involved.*
- 2. Safeguards are in place to prevent adverse effects on the animals involved.*
- 3. The involvement of assistance and/or therapy animals is potentially beneficial in each case.*

4. Basic standards are in place to ensure safety, risk management, physical and emotional security, health, basic trust and freedom of choice, personal space, appropriate allocation of programme resources, appropriate workload clearly defined roles, confidentiality, communication systems and training provision for all persons involved.” (<http://www.aat-isaat.org/download/Erklaerung%20-Qualitaetssicherung%20in%20der%20Praxis-%20.pdf>, Entnahmedatum: 20.01.2012)

Anhand dieser Richtlinien wird ersichtlich, dass diejenigen, die sich um die Einhaltung jener bemühen und sie sich zur Grundlage ihrer Arbeit gemacht haben, eine artgerechte und tierfreundliche Haltung achten. Die grundsätzlichen Faktoren für ein tiergerechtes Zusammenleben werden dadurch abgesichert. Die Richtlinien beugen der Misshandlung oder Quälerei von Tieren vor.

8.3. Und in anderen Fällen

„Immer wieder freue ich mich darüber, wenn ich Pia und ihre Familie besuche, wie innig der Umgang zwischen ihr und Wolke ist. Es macht den Eindruck, als wäre Wolke schon immer da gewesen. Pia wirkt in Wolkes Anwesenheit so entspannt und noch ein bisschen glücklicher als früher!“ (Erinnerungsprotokoll 13, Vertrautheit zwischen Pia und Wolke).

Nicht immer gelingt ein solches Vorhaben. Andrea war sich dessen auch bewusst und überlegte, was passiert, wenn die ganze Arbeit, der finanzielle Aufwand und die zusätzliche Verantwortung keinen Gegenwert haben (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S.11).

In anderen Familien mit behinderten Kindern, in denen ebenfalls mit einem Therapiehund gearbeitet wird, kann es passieren, dass keine positiven Ergebnisse erzielt werden. Das habe ich auch schon beobachten können. Das ist zwar sehr frustrierend für die Beteiligten, kann aber durchaus vorkommen. Eine Garantie für einen therapeutischen Erfolg mit dem Hund gibt es nicht.

Es ist schwer zu sagen, wovon ein Scheitern abhängig ist. Trotzdem wollte ich einige denkbare Faktoren sammeln, damit es möglich ist, sich eine Vorstellung über die Ursachen des Misserfolges bilden zu können.

Frau M. spricht aus Erfahrung, dass jeder Fall anders ist. So versucht sie, jeden Fall individuell zu betrachten und nicht immer nach demselben Schema vorzugehen (vgl. Befragung von Frau M., siehe Dokumentation S.4).

Auch Andrea äußerte ihre Vermutung darüber, warum die Arbeit mit einem Hund nicht funktionieren könnte. Ihre Antwort liegt nahe, wenn man sich mit der Thematik auseinandergesetzt hat und darum weiß, wie bedeutsam die Mensch-Tier-Beziehung und der Aspekt der Kommunikation ist.

„Vielleicht wenn man selber nicht dazu bereit ist, es selber nicht wirklich will“ (Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 17), so Andrea im Gespräch. Dies ist gut vorstellbar, wenn man überlegt, dass ein Hundebesitzer, der zu dieser Aufgabe eigentlich nicht bereit ist, nicht in der Lage dazu ist, eine gute Beziehung und Bindung zu seinem Tier aufzubauen.

Auch meint sie, müsse der Hund vermitteln (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 17). In manchen Fällen wird vom Hund zu viel erwartet. Im Laufe der Arbeit wurde deutlich, dass der Hund allein keine therapeutischen Wunder vollbringen kann, sondern in Zusammenarbeit mit dem Menschen wirksam ist. Wenn zu viel Erwartung in die Arbeit eines Therapiehundeteams gesetzt wird, so Röger-Lakenbrink, wird Druck auf deren Arbeit ausgeübt (vgl. Röger-Lakenbrink 2012, 42).

Eine weitere mögliche Erklärung liegt ihrer Einschätzung nach in der Persönlichkeit des Hundes. Sie hat es beispielsweise erlebt, dass eine spezielle Art der Hütehunde eher ungeeignet ist. Sie müssen sehr viel beschäftigt werden und machen Unfug, sobald sie nicht richtig gefordert werden. Alle Hunde gehen ihren eigenen Weg, wenn sie nicht geführt werden. Einige Rassen oder Charakter neigen aber dazu, dies schneller zu tun als andere (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 17).

Hunde müssen erzogen werden, wenn dies nicht vom Besitzer übernommen wird, nimmt das Tier das selbst in die Hand (vgl. Reichenbach/Lehari 2009, 9). Das Tier muss zu seinem Besitzer aufsehen, es muss sich an ihm orientieren. Ohne diese Orientierung, so Andrea, geht er seinen eigenen Weg. Andrea könnte sich vorstellen, dass ein Mensch mit Behinderung nicht aufregend oder fordernd genug ist für einen solchen Hütehund, der ständig Beschäftigung sucht

(vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 18). Wenn man aber bei der Auswahl des Tieres auf die in Kapitel 6.3. aufgeführten Kriterien achtet, dazu auf sein ‚inneres Gefühl‘ hört und bereit ist, die Verantwortung zu übernehmen, stehen die Zeichen gut und es kann eine tiefe Beziehung zwischen Mensch und Tier entstehen.

Im Fall von Andrea, Pia und Wolke gibt es nur eine Sache, die man als Grenze betrachten könnte. Ein bislang noch nicht erreichtes Ziel ist das Spaziergehen. Andrea hatte sich erhofft, dass Pia weniger Schwierigkeiten damit hat, wenn Wolke an ihrer Seite ist. Es bleibt weiter ein Ziel, auch wenn die Entwicklung bis dahin noch viel Zeit in Anspruch nimmt. Schließlich wissen wir ja, dass Pia für manches etwas mehr Zeit benötigt (vgl. Interview mit Andrea, siehe Transkription S. 16).

9. Fazit

In den vorherigen Kapiteln wurden Informationen rund um das Thema ‚Therapiehund‘ vermittelt. Anlass dafür war die These, die ich zu Beginn aufgestellt habe:

„Begleithunde – weit mehr als Spielgefährten für geistig behinderte Kinder.“

Viele der aufgeführten Aspekte waren neu für mich. An anderen Stellen konnte ich mein Wissen vertiefen, oder es mit persönlichen Erlebnissen aus Pias Familie verknüpfen. Dies habe ich in Form der Fallgeschichte an den Leser weitergegeben.

Mein Bestreben ist es, andere Menschen, Familien oder Lehrer auf das Thema ‚Kinder mit Behinderung und Hunde‘ aufmerksam zu machen.

Ich bin der festen Überzeugung, dass Begleithunde, oder vielmehr Therapiehunde, wie sich im Verlauf der Arbeit herausgestellt hat, weit mehr als nur Spielgefährten für Kinder mit geistiger Behinderung darstellen können. Zusätzlich zu ihrer Funktion als Spielgefährten sind sie darüber hinaus Wegbegleiter, Freund, und Vertrauter. Sie bieten Sicherheit, Unterstützung im Alltag, fördern die Kommunikation, ermöglichen soziale Kontakte, bereiten Spaß und Freude, kurz gesagt, verbessern rundum die Lebensqualität.

Diese persönlichkeitsstärkenden Faktoren werde ich im Hinterkopf behalten. Ich werde es in Hinsicht auf meine berufliche Tätigkeit als Lehrerin nicht ausschließen, später selbst einen Hund in meine Arbeit einzubeziehen, um meinen Schülerinnen und Schülern die Vorteile der Anwesenheit eines ausgebildeten Hundes bieten zu können.

An Pias Familie konnte ich beobachten, welche Bereicherung ein Hund für ein Kind mit Behinderung darstellen kann und welche Vorteile es darüber hinaus für die gesamte Familie bietet. Der Mut, zusätzliche Verantwortung zu übernehmen, hat sich gelohnt. Pia erfährt Tag für Tag therapeutische Unterstützung, die ihre Entwicklung langfristig begünstigt und eine wertvolle Hilfestellung für ihre Mutter ist.

Die Mensch-Tier-Beziehung bildet sich unter guten Bedingungen problemlos, so die Erfahrung. Eine erfolgreiche Kommunikation trägt positiv dazu bei. In Kapitel 4. wurde deutlich, welche wichtige Rolle die Kommunikation bei einer tiergestützten Interaktion einnimmt. Sie dient als Grundlage für das Gelingen. In der analogen Kommunikationsweise liegt der Erfolg der Kommunikation zwischen beispielsweise dem Hund und dem Kind oder Menschen mit Behinderung. Sie tauschen sich mit den ‚einfachen‘ Mitteln aus, die ihnen zur Verfügung stehen, ohne dabei auf komplizierte, lautsprachliche Begriffe zurückgreifen zu müssen. Ich sehe darin einen wesentlichen Aspekt und denke, dass darin einer der Gründe dafür liegt, weshalb Pia und Wolke so schnell vertraut miteinander wurden.

Durch die Auseinandersetzung mit der Thematik wurde ebenfalls ersichtlich, dass an vielen Stellen eine einheitliche Struktur von Vorteil wäre. Die Begrifflichkeit rund um das Thema ‚Therapiehund‘ und die Ausbildung (für Tier und Mensch) sollten in naher Zukunft genau definiert werden. Dies wäre eine Garantie dafür, dass unprofessionelle Anbieter und Vereine, die diese Form der Therapie aus finanziellen Gründen anbieten und sich damit bereichern wollen, vom Markt verschwinden würden.

Bemühungen, Vereine und andere Aktive zu vereinheitlichen, zu strukturieren und deren Qualität zu überprüfen existieren bereits. Angelehnt an das US-amerikanische Vorbild agiert die IAHAIO im Europäischen. Die Prager Richtlinien, die 1998 durch die IAHAIO verfasst wurden, tragen zum Schutz des Tieres bei und sichern einen gewissen Standard für Ausbildungen. Allerdings sind diese nicht verpflichtend und können auch nicht permanent kontrolliert und überwacht werden.

Die Nachfrage nach empirischen Erkenntnissen ist hoch. Es wäre ein großer Fortschritt, wenn es auf diesem Gebiet weitere Forschungen geben würde und all die praktischen Erfahrungen wissenschaftlich belegt werden könnten. Somit würde die Wirkung der Therapieform auch im deutschsprachigen Raum mehr Anerkennung finden und die Kostenübernahme dieser Therapiearbeit könnte bei den Krankenkassen und Sozialämtern angestrebt werden.

Ich nehme an, dass der hohe finanzielle Aufwand bislang viele Interessierte abschreckt.

Dennoch bin ich zuversichtlich, dass die Thematik in den nächsten Jahren auch in Deutschland an Bekanntheit gewinnt und damit auch im Ansehen der Leute steigen wird, für die sie aus privaten oder beruflichen Gründen von Interesse sein können.

An dieser Stelle möchte ich mich bei Andrea und Frau M. ganz herzlich für ihre Zeit, ihre Offenheit und Auskunftsfreude bedanken. Das hat diese Arbeit an vielen Stellen lebendig gemacht.

10. Quellenverzeichnis

Bücher und Artikel aus Sammelbänden

Beetz, Andrea (2003): Bindung als Basis sozialer und emotionaler Kompetenzen. In: Olbrich, Erhard/Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos. S. 76-84.

Feddersen-Petersen, Dorit (2003): Das Ausdrucksverhalten und die Kommunikation von Hunden in ihrer Bedeutung im therapeutischen Kontext. In: Olbrich, Erhard/Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos. S. 348-359.

Greiffenhagen, Sylvia/Buck-Werner, Oliver N. (2011): Tiere als Therapie. Neue Wege in Erziehung und Heilung. Nerdlen: Kynos Verlag. 3. Auflage.

Hackenberg, Waltraud (2008): Geschwister von Menschen mit Behinderung. Entwicklung, Risiken, Chancen. München Basel. Ernst Reinhardt Verlag.

Mayring, Philipp (2002): Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. 5., überarbeitete und neu ausgestattete Auflage.

Olbrich, Erhard (2003): Biophilie: Die archaischen Wurzeln der Mensch-Tier-Beziehung. In: Olbrich, Erhard/Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos. S. 68-76.

Olbrich, Erhard (2003): Kommunikation zwischen Mensch und Tier. In: Olbrich, Erhard/Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos. S. 84-90.

Otterstedt, Carola (2003): Grundlagen der Mensch-Tier-Beziehung. Der heilende Prozess der Interaktion zwischen Mensch und Tier. In: Olbrich, Erhard/

Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos. S. 58-68.

Reichenbach, Uta/Lehari, Gabriele (2009): Der zuverlässige Begleithund. Von der Welpenerziehung bis zur Begleithundprüfung. Reutlingen: Oertel+Spörer Verlag.

Röger-Lakenbrink, Inge (2010): Das Therapiehund-Team. Ein praktischer Wegweiser. Nerdlen/Daun: Kynos Verlag. 4. Auflage

Vanek-Gullner, Andrea (2007): Lehrer auf vier Pfoten. Theorie und Praxis der hundegestützten Pädagogik. Wien: öbvhpt VerlagsgmbH & Co KG.

Vanek-Gullner, Andrea (2003): Das Konzept Tiergestützte Heilpädagogik – TGHP. Ein individualpsychologischer Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität verhaltensauffälliger Kinder. Wien: WUV Universitätsverein.

Vernooij, Monika A./Schneider, Silke (2010): Handbuch der Tiergestützten Intervention. Grundlagen, Konzepte, Praxisfelder. Wiebelsheim: Quelle & Meyer Verlag. 2., korrigierte und ergänzte Auflage.

Zähner, Marlene (2003): Kann man den Therapiebegleithund züchten? In: Olbrich, Erhard/Otterstedt, Carola (Hrsg.): Menschen brauchen Tiere. Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie. Stuttgart: Kosmos. S. 367–377.

Zeitschriftenartikel

Bull, Anette (2005): Tiergestützte Therapie und Pädagogik. In: Praxis der Psychomotorik Jg. 30 (3) August 2005. S. 173-181.

Fatke, Reinhard (1995): Fallstudien in der Pädagogik. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: Zeitschrift für Pädagogik 5/1995. S. 675-679.

Dr. Joachim, Ricarda (2008): Stressbelastungen bei Therapietieren. Ständiger Stress kann auch bei Tieren zu Erkrankungen führen. In: Mensch & Tier.

Informationen des Forschungskreises Heimtiere in der Gesellschaft 4/2008. S.1.

Vanek-Gullner (2002): Das Projekt „Tiergestützte Heilpädagogik“ Oder: Die heilende Kraft der Begegnung von Mensch zu Mensch über die Begegnung von Mensch zu Tier. In: Erziehung und Unterricht Mai/Juni 5-6 2002. S. 632-640.

Quellen aus dem Internet

- <http://www.aat-isaat.org/download/Erklaerung%20Qualitaetssicherung%20in%20der%20Praxis-%20.pdf>,
[Entnahmedatum: 20.01.2012 – 12.45 Uhr]
- <http://www.behindertenbegleithunde.de/pages/ziele.html>
[Entnahmedatum: 20.01.2012 - 12.39 Uhr]
- <http://www.duden.de/rechtschreibung/Interaktion>
[Entnahmedatum: 16.01.2012 - 10.12 Uhr]
- http://www.esaat.org/Esaat_Grundsaeetze_130510.pdf
[Entnahmedatum: 20.01.2012 - 12.40 Uhr]
- http://www.gesetze-im-internet.de/tierschg/__1.html
[Entnahmedatum: 21.01.2012 – 13.55 Uhr]
- <http://www.iahaio.org/IAHAIO%20Declaration%20Prague.pdf>
[Entnahmedatum: 21.01.2012 – 14.30 Uhr]
- <http://www.zoologie.uni-bonn.de/abteilungen/neuroethologie-sensorische-oekologie>
[Entnahmedatum: 16.01.2012 – 14.50 Uhr]

Filmquellen

„**Schattenkinder. Leben mit kranken Geschwistern**“ 37°C – Dokumentation. ZDF. 2006.

„**Sorgenkinder – Hoffnung auf Heilung**“ Süddeutsche TV spezial. 2006.

11. Anhang

Anhang A: Transkription des Interviews mit Andrea

Anhang B: Dokument der Befragung von Frau M.

Anhang A: Transkription des Interviews mit Andrea am 04.01.2012

Ich nehme die Rolle des Interviewers ein (im Text „I“), Pias Mutter ist die befragte Person (im Text „B“).

An manchen Stellen habe ich Anmerkungen in Klammern () eingefügt.

Pia und Wolke

I: „Pia und Wolke sind sehr schnell miteinander ins Vertrauen gekommen. Du hattest mir schon erzählt, wie aufgeschlossen Wolke damals beim ersten Kennenlernen beim Züchter gewesen ist. Wie war die erste Zeit, als Wolke bei euch zu Hause war – speziell im Hinblick auf Pia?“ (Frage im Bezug auf Familie folgt später)

B: „Pia hat sich gleich gefreut. Und die Wolke hat sich gern zu ihr hingelegt. Die haben gern gekuschelt, von Anfang an und viel Körpernähe haben wir aufgebaut. Aber das haben die dann alleine gemacht.

Sobald man der Wolke dann erlaubt hat, dass sie irgendwo auch hochdarf, oder man hat sie am Anfang auch getragen, weil sie ja noch nicht springen durfte, dann ist sie gern dort liegen geblieben und war auch nicht schreckhaft.“

I: „Also ist das quasi über die Körpernähe auch abgelaufen, weil du das von Anfang an zugelassen hast, dass die beiden zusammen kommen?“

B: „Ja, ja.“

I: „Gab es spezielle Ereignisse, durch die die Beiden eine Beziehung zueinander aufbauten?“

B: „Nee, das hat sich eigentlich kontinuierlich aufgebaut.“

I: „Ja, dann wahrscheinlich auch über die Nähe. Oft sagen Leute ja auch, „da ist ein Hund, tu den mal weg vom Kind“ und das habt ihr ja komplett nicht gemacht.“

B: „Nee, nee. Es war immer eine freiwillige Sache von Wolke, dass sie hin durfte. Man hat sie natürlich hin (zur Pia) hingetan, hat aber ihr auch erlaubt, weggehen zu dürfen.

Das war gut. Es war immer auf freiwilliger Basis vom Hund gewesen. Nicht Befehl: „bleib!“, sondern „du darfst hin!“.

Kommunikation zwischen Wolke und Pia

I: „Wie verhält Pia sich, wenn sie möchte, dass Wolke zu ihr kommt? Gibt es ein spezielles Verhaltensmuster?“

B: „Nee. Eigentlich nicht. Es ist nur anders rum. Wenn die Wolke merkt, dass sie gebraucht wird, dann ist sie da. Also zum Beispiel, wenn Pia sich aufregt oder wenn Pia total begeistert ist, wegen irgendwas, dann kommt Wolke auf sie zu.“

I: „Und wenn es ihr schlecht geht?“

B: „Ja, das merkt man auch.“

I: „...und dann kommt der Hund auch?“

B: „Dann kommt sie auch!“

I: „Du sagst also, dass Pia nicht mit Wolke kommuniziert, aber Wolke mit Pia.“

B: „Wolke erörtert sozusagen das Verhalten von der Pia.“

I: „Ja, das ist ja auch schon die nächste Frage: wie macht Wolke Pia auf sich aufmerksam?“

B: „In dem sie ihr Nähe gibt, indem sie auch hoch geht bei ihr im Rollstuhl oder im Bett. Da steht sie davor, kriegt aber dann erst die Erlaubnis hoch zu dürfen. Auch beim Sofa. Also da ist es nicht so, dass sie alleine darf. Was Pia ganz toll findet ist, wenn Wolke rumfegt, weil man mit ihr spielt oder so. Also wenn man mit der Wolke spielt, hat die Wolke totales Gefallen.“

I: „...das läuft ja bestimmt auch viel über die Geräusche, die Wolke dann produziert. Ich konnte das eben beobachten, als Wolke auf dem Holzboden saß und mit dem Schwanz gewedelt hat, da hat Pia sofort begonnen, zu lächeln.“

B: „Ja, ja! Ja und da wird ja auch gegen die Beine gespielt, oder wir spielen dann ja auch von der Pia aus der Wolke zu. Oder andersrum – es wird der Pia etwas zugeworfen. Oder es landet irgendwo, willkürlich. Das ist natürlich dann auch lustig.“

I: „Was denkst du, ist die Besonderheit der Beziehung zwischen Pia und Wolke?“

B: „Diese Feinfühligkeit. Gerade weil die Kommunikation fehlt bei der Pia weiß man ja auch nie genau, was in ihr abgeht und ich glaube, dass da ein Tier viel, viel feinfühlicher ist, als der Mensch.“

I: „Was schafft Wolke bei Pia, was Menschen nicht können? Und was du auch nicht schaffst?“

B: „(überlegt kurz) Das Vertrauen ist anders in einen Hund. Ein Hund gibt immer alles, ist nie böse, hat nie schlechte Laune, ist immer bereit. ... Diese große Wärme und die 1000%ige Liebe. Das ist eine andere Beziehung.“

I: „Ich habe das kürzlich in einem Buch gelesen: der Hund nimmt die behinderte Person ja nicht als behinderte Person wahr...“

B: „Sowieso. Ok, ich auch nicht unbedingt. Wenn du mich danach fragst, ist das anders, als wenn eine ganz andere Person kommen würde.“

Ja, nee, die Behinderung ist (beim Hund) gleichgültig. Das Aussehen, die Behinderung ist dem Hund immer gleichgültig. Auch ein bestimmtes, komisches Verhaltensmuster ist egal. Das akzeptiert der Hund alles. Es ist einfach ein treuer Freund und Begleiter. Für immer.“

I: „Wie verhalten sich Fremde, wenn sie dich, Pia und Wolke beim Spaziergang treffen? Werdet ihr angesprochen?“

B: „Ja, das ist das, was du bestimmt auch schon gelesen hast, dass die Kommunikation mehr auf den Hund projiziert wird und alles als positiv gilt. Und

nicht „oh, das arme Kind sitzt im Rollstuhl“, sondern „oh, das Kind hat einen Hund“. Und das ist dieses positive daran.“

I: „Ja, das habe ich in der Theorie gelesen. ... Aber Pia ist ja nicht diejenige, die den Kontakt zu den fremden Menschen aufnimmt, sondern du bist ja in erster Instanz diejenige, die das wahrnimmt und danach guckt. Aber du hast auch den Eindruck, dass sich das verändert hat, seitdem ihr zu dritt unterwegs seid?“

B: „Ja, ja. Pia wird bewundert für ihren Hund und andersrum. Es gibt ein Gesprächsthema. Es steht nicht mehr die Behinderung im Vordergrund, sondern wirklich nur der Hund und diese Beziehung und was die sich Gutes tun und was der Hund kann. Und wie Pia dann aufblüht.“

I: „Es ist ja auch ein Schlüssel für dich. Ich habe es ja selbst manchmal erlebt: man ist unterwegs mit einem Kind, das man selbst liebt und man hat Spaß und man geht in seinem Alltag vor die Tür und man merkt wie Leute komisch gucken oder blöd reagieren. Das ist ja der Moment, in dem man selbst am liebsten die Ellbogen ausfahren würde. Und sowas hat sich dann auch durch Wolke etwas gewandelt?“

B: „Ja. Diese Distanz und die Hemmung, zu einem behinderten Kind hinzugehen ist nicht mehr so groß. Finde ich. Sie sprechen nun die Pia auf ihren Hund an und haben ein Gesprächsthema mit Pia und müssen nicht fragen „wie geht's dir denn?“ sondern „oh, du hast ja einen tollen Hund“, und dann strahlt Pia schon und dann kommt wieder was zurück und Wolke findet es auch toll. Das ganze negative verschwindet, das rückt total in den Hintergrund. Nur das Positive kommt raus. Ja, das ist so – ganz arg.“

Wolke in der Familie

I: „Wie sind damals die ersten Tage mit Wolke in der Familie gewesen?“

B: „Toll! Aufregend, sehr aufregend. Es ging alles nur um den Hund, um Pia. Ja, es war ganz toll. Auch Sandra hat sich dermaßen gefreut, ganz arg. Es war echt ein richtiges Geschenk auf für sie. Ja, war toll.“

I: „Du wolltest ja ursprünglich mit Wolke beruflich aktiv werden. Warum hat das nicht funktioniert? Kannst du mir etwas darüber erzählen?“

B: „Ja, das habe ich aber gewusst, dass es wahrscheinlich auf eine ehrenamtliche Tätigkeit hinausläuft. In erster Linie war die Wolke natürlich für die Pia da. Aber im Hinterkopf hatte ich, dass ich die Ausbildung so mache, dass ich eventuell noch etwas anderes damit anfangen kann, als die Arbeit mit Pia.

Weil mein Wunsch irgendwie auch war...ich wollte schon immer irgendetwas Therapeutisches eventuell machen. Mir schwebt da Ergotherapie vor, oder so. Aber mach mal eine Ausbildung, wenn du ein behindertes Kind hast und fährst da nach Stuttgart, womöglich noch mit Blockunterricht – das kannst du nicht managen. Das geht nicht! Und eine Therapiehund-Ausbildung konnte ich machen und deswegen hatte ich im Hinterkopf, irgendwie darauf aufzubauen. Aber ich wusste schon, dass wenn man keine (therapeutische) Vorausbildung hat, dass man da keine Chance hat, viel Geld zu verdienen. Zumal ich auch zeitlich stark begrenzt bin.“

I: „Du betonst immer wieder, wie sehr Wolke eure gesamte Familie bereichert hat. Wie konnte Wolke das erreichen?“

B: „Hund sein (lacht)! Ja, ihre tolle Art: immer da zu sein, immer aktiv zu sein. Auch ihr Spielverhalten, das sie hat. Dass sie ganz arg gern spielt und auch schmust.

Sie ist ein sehr gelehriger Hund und hat damit auch der Sandra Selbstwertgefühl gegeben, in dem die Sandra ihr mal ein Kunststück beigebracht hat und das ging recht flott. Das habe ich dir ja schon mal erzählt, dass es für einen selbst sehr toll sein kann, wenn man immer wieder ein Stück vorwärts kommt mit dem Hund. Das ist ein schönes Gefühl.“

I: „Was hat die Wolke bei dir persönlich hervorgerufen oder verändert?“

B: „Ich habe...vorher war ich mir unsicher, ob ich das machen kann. Mit zunehmenden Wochen habe ich gewusst, dass das genau das ist, was ich die ganze Zeit gesucht habe. Ich habe ein Stück mehr Freiheit bekommen. Ich war z.B. früher ganz gerne walken, nun wollte ich aber nicht als Frau alleine im Wald unterwegs sein, dann hat man den Hund und damit eine gewisse Sicherheit und machst das dann gerne. Du musst raus, aber ich gehe gerne

raus. Für mich ist es kein Zwang, sondern es ist schön für mich, weil ich raus gehen darf und soll und es keinen Weg daran vorbei gibt, dass man einmal am Tag richtig raus geht und richtig aktiv ist. Ich bin gerne an der frischen Luft.

Es hat auch einen völlig neuen Horizont eröffnet. Das therapeutische mit Pia, wo du vorher immer denkst „hmm, wie kommt man weiter?“, und Pia ist eh ein Typ – wenn du zu einer Therapie gefahren bist, hat sie immer zugemacht: der Weg dorthin, vorher das ganze Anziehen, dann auf einmal will jemand was von ihr! Und das ist beim Hund alles nicht. Der Hund kommt, wenn sie will und sie macht so viel wie sie will und wann sie will. Sie bestimmt ihre eigene Therapie. Das hat sie schon immer gemacht und beim Hund funktioniert das. Was ich, glaub ich, noch nicht gesagt hatte, jetzt komme ich ein bisschen vom Thema ab, ist dass ich mal mit Pia eine Hippotherapie begonnen hatte. Hab ich das erzählt?“

I: „Ich hab da irgendwas im Hinterkopf, kann mich aber nicht genau erinnern. Erzähl mir davon.“

B: „Das war so, dass ich da auch einen Weg gesucht hatte über Tiertherapie. Und dann sind wir in die Nähe von Osterburken gefahren. Aber da musste man auch: warm anziehen, Rollstuhl ausladen, bzw. hatte Pia da so ein Dreirad. Dann durch den Matsch durch zu den Pferden. Die Pferde waren aber damals ganz toll, die waren auf einer großen Koppel und da durften wir durch. Und die sind dann wirklich zu der Pia hingekommen. Und das fand Pia ganz toll, der Pferdekopf kam und kam näher zu ihr. Fand sie klasse. Wo wir dann aber später von ihr verlangt haben, dass sie sich auf den Pferderücken setzt, das fand sie total bescheuert. Und das konnte sie gar nicht leiden. Aber diese Begegnung mit dem Tier, wenn das Tier auf sie zukam. Und diese einfachere Begegnung, als gleich selbst etwas machen zu müssen, das war für Pia toll. Es war aber so ein riesen Aufwand, dorthin zu kommen und dann wollten die natürlich auch, dass die Pia reitet. Nicht nur ein kleiner Besuch, sondern man hat halt immer gedacht, dass man bei einer Hippotherapie auch reiten muss. Wenn ich das aber im Nachhinein überlege, ist es wirklich so, dass es für die Pia mehr Therapie gewesen wäre, wenn die Pferde einfach zu ihr gekommen

wären. Das habe ich jetzt mit dem Hund erreicht. Der Hund kommt zur Pia und sie findet das toll.“

I: „...das ist ein interessanter Aspekt, dass Pia das selbst bestimmen und beeinflussen kann und es somit selbst in der Hand hat.“

B: „Ja und sie kann so viel zulassen, wie sie will und wird nicht irgendwo reingesteckt, wie in eine Zwangsjacke und muss das jetzt machen.“

I: „Ja vor allem ist das ja oft genug so, dadurch, dass sie sich ja nicht äußert, dass man etwas von ihr verlangt, dass sie dann tun soll.“

B: „Ja. Es ist ein weiterer Schritt zur Selbstständigkeit. Es ist wirklich ein wichtiger Aspekt. Weil Pia immer zugemacht hat, bei den Therapien. Bei der Ergotherapie, da bist du dann hin und dann hieß es „jetzt gehen wir mal auf die Schaukel“, oder in das Bällebad. Und überall ist sie reingesteckt worden oder drauf gesetzt worden und es wurde etwas mit ihr aktiv gemacht und sie wollte nicht. Sie hat total zugemacht. Und Pia ist einfach ein Typ, der irgendwann aufmacht und du musst dann merken, wann sie aufmacht.

Und beim Hund ist das so. Der Hund merkt, wann sie bereit ist. Und das im Alltag. Also, nach Bobath, wie sagt Bobath? So viel Therapie wie nötig, aber so wenig wie möglich. Und das sind die Grundsätze, die bei Pia total stimmen.

Und alles andere, Vojta und das ganze Zeug...habe ich ja auch mit ihr geturnt – das war grauselig. Das war wirklich ein Kampf. Das war keine Therapie, das war ein Kampf!

Therapie kann nur dann etwas sein, wenn es derjenige auch zulässt und annimmt, finde ich. Und mittlerweile...früher haben die, das weiß ich noch... – da war ich mit der Sandra schwanger und habe mit Pia Vojta geturnt bis dato. Und irgendwann habe ich gesagt „ich kann grad nicht mehr“, wir waren da auf so einem Seminar in Leipzig, eine ganze Woche und da haben die mich gefragt, warum ich denn kein Vojta mehr turne. Da ist alles so gespiegelt worden, was man mit dem Kind machen kann. Da habe ich erklärt, dass ich nicht mehr kann. Die meinten dann, dass das doch so wichtig sei und dass man das unbedingt durchziehen sollte, aktiv, also auch mit Druck und ich habe wirklich gesagt „ich kann das nicht mehr, ich kann das nicht“, das bringt meine

ganze Mutter-Kind-Beziehung durcheinander. Es gibt keine Mutter-Kind-Beziehung, es ist nur noch der Therapeut da.

Das war eine ganz arg schlimme Zeit, wo ich echt gedacht habe, ich muss nur noch funktionieren, ich bin nur noch Therapeut, ich bin Essensgeber, ich bin Pflegekraft, aber ich bin keine Mutter mehr. Die Mutter war irgendwo, aber nicht richtig da. Das war eine wirklich schlechte Zeit und dann habe ich gesagt, dass ich das nicht mehr möchte. Und dann kommt man sich wieder blöd und schlecht vor, weil die anderen sagen, dass man das schon tun sollte. Ich konnte das Gefühl Gott sei Dank ablegen.

Im Nachhinein weiß ich jetzt, da habe ich auch mit anderen Therapeuten gesprochen, ist es heute nicht mehr so, dass man solche Kinder dann unbedingt so therapieren muss. So zwanghaft. Da sieht man auch davon ab, dass wenn die Kinder es nicht zulassen und es von ihrem Typ her nicht sind, dass man das dann auch bleiben lässt.

Und mit dem Hund ist es wirklich so: du darfst Mutter sein, du hast die Therapie an der Hand, du kannst so viel machen wie du willst, aber du kannst diese Liebe geben und musst nicht diesen Therapeuten spielen, der sagt „jetzt musst du...und wir ziehen es durch!“, wie viele Therapien eben funktionieren. Das gibt es bei der Tiertherapie überhaupt nicht. Da geht alles über lieben und Vertrauen. Und dann ist es einfach schön, dann kann eine Therapie schön sein und auch Spaß machen.“

I: „Das klingt ja auch sehr nach Bindung. Besteht eine Bindung zwischen Pia und Wolke?“

B: „Ja, auf jeden Fall. Ich kann dir einen Text geben, der mir auch bei den Jugendlichen sehr wichtig ist. (Bezug auf die Arbeit als THT in der JULE)
(Steht auf und sucht nach einem Zitat, das sie von ihrer Ausbilderin erhalten hat.)

„Jede Beziehung zwischen einem Tier und einem Menschen ist eine einzigartige Brücke. Gebaut, um nur diese beiden zu tragen. Deshalb muss sie auch von ihnen selbst erschaffen werden.“

Das heißt, ich baue die Beziehung zum Hund auf, aber die Pia und die Wolke bauen ihre eigene Beziehung auf und nicht ich. Ich kann nur schauen, dass sie

stattfindet, dass ich es ermögliche, dass die beiden ihre Beziehung aufbauen. Und so hat jeder aus der Familie eine andere Beziehung zum Hund, zur Pia und auch dieses kreuzweise, dieses Zusammenspiel von mehreren dann. Ich finde dieses Zitat sehr gut.“

I: „Wie ist deine Einschätzung von Wolkes Wirkung auf die Schwesternbeziehung von Pia und Sandra? Könntest du das noch mal darstellen?“

B: „Ich glaube, etwas besseres hätten wir nicht machen können. Es ist wirklich schwierig, ein behindertes Kind in der Familie zu haben und ein gesundes Geschwisterkind.

Man hat ja immer Angst als Mutter, bei manchen passiert es vielleicht auch, dass dann das behinderte Kind immer im Vordergrund steht. Das habe ich allerdings versucht nie zu machen, ich habe immer versucht, jede als eigene Persönlichkeit gleichwertig in der Familie zu betrachten.

Ähm, die Sandra kann viel leichter mit der Pia umgehen, habe ich so das Gefühl. Sie hat jetzt eine viel schönere Beziehung zu ihr, vorher wusste sie auch nicht so richtig, was man mit der Pia anfangen kann. Sie muss gefüttert werden, ihr muss Trinken gegeben werden, sie klatscht mal, wenn Musik läuft, da kann man vielleicht mal mit klatschen. Aber welches Kind hat da dauernd Lust dazu, mit zu singen und zu klatschen? Die Sandra nicht, sie ist auch nicht musikalisch.

Aber durch den Hund hat sie nun einfach eine andere Beziehung zu ihr. Sie kann zur Wolke sagen „kuschel dich zur Pia hin“, und zur Pia kann sie sagen „kuschelst du mit der Wolke?“, sie kann spielen mit Wolke und Pia lacht, sie kann die Pia mit einbeziehen in das Spiel mit der Wolke, was sie auch sehr gerne macht. Pia freut sich, wenn Sandra und Wolke spielen oder Blödsinn machen oder sich zu ihr kuscheln. Es gibt nun einfach ganz andere Möglichkeiten für die Sandra. Und da Pia eh nicht anders spielen kann, sie kann ja nicht mit Barbiepuppen spielen oder kann nicht Ball spielen und kann Brettspiele schon gar nicht spielen.

Es ist einfach ein Spiel, das die Schwestern gemeinsam spielen können mit dem Hund, was ja bei normalen Geschwisterkindern ganz normal ist, dass sie

miteinander spielen können. Und vielleicht ist Sandra auch ein bisschen stolz, denk ich mal. Sie kann sich an der Erziehung von Wolke beteiligen und hilft dadurch auch wieder Pia. Sie kann zur Wolke sagen, dass sie etwas zur Pia apportieren soll. Sie hat ja auch mitgeholfen bei der Erziehung von Wolke, was sicherlich auch ihr Selbstvertrauen garantiert erhöht hat und auch ihr die Möglichkeit gegeben hat, als Kind/als Schwester ihrer Schwester was Gutes zu tun ohne, dass sie aktiv bei der Pflege hilft.“

Pias Mutter und Wolke werden ein Therapiehundeteam

I: „Wie lange dauerte eure Ausbildung zum Therapiehundeteam?“

B: „Etwa zwei Jahre. Wir sind ein bisschen unterbrochen worden durch den Hauskauf und –Umbau. Aber das kann ja jeder individuell gestalten.“

I: „Wolke ist ein sehr lebhaftes Tier. War das manchmal ein Problem?“

B: „Ja. Normalerweise nimmt man für einen Therapiehund ja einen eher genügsamen, etwas ruhigeren. Aber wir haben uns schon für die Wolke entschieden, auch die Sandra hatte sich für Wolke entschieden. Und das Problem war, dass sie als Welpen sehr viel nach Sandra geschnappt hat, aber da war die normale Beißhemmung noch nicht aufgebaut. Da haben wir recht lange gebraucht, bis diese endlich ausgeprägt war. Die wollten wir eben wirklich ganz wegstreichen. Wolke ist der Sandra, wenn sie gelaufen ist am Anfang immer hinterher und hat sie in die Waden oder in die Hände, die ja bei einem Kind schon ziemlich tief sind, rein gezwickt.“

I: „Aber bei Pia ja nicht?“

B: „Nee. Sie ist ja nicht weggerannt. Das lag am Rennen. Sie hatte ja diesen Hüteinstinkt. Ein Hütehund hält ja auch die Schafe beisammen. Das ist ja ganz normal. Und das mussten wir dem Hund abtrainieren. Und dann mussten wir sie halt wirklich kurz halten, absolut kurz. Ich glaube, wenn Wolke nicht so gut erzogen worden wäre, dann wäre sie ganz anders geworden, denn sie war gar

nicht erschrocken, sehr temperamentvoll und ja, man muss sie heute immer noch erziehen.“

I: „Aber sie bringt ja auch viele von den Voraussetzungen mit, von denen man sagt, dass ein Therapiehund sie haben sollte...“

B: „Also, Frau M. war auch mit beim Züchter und hat uns da unterstützt. Da haben wir dann auch ein bisschen versucht, zu testen, hatten Pia ja auch mal dabei und haben getestet, welche Hunde gern auch mal auf den Schoß gehen. Also ein Hund sollte zutraulich sein und da war es uns wichtig, ob der Hund auf den Schoß geht und auch den Rollstuhl akzeptieren kann. Wolke war der einzige Hund, der nicht angefangen hat zu zittern. Also viele haben gezittert und wollten runter. Wolke hat nicht gezittert und ist seelenruhig auf dem Schoß geblieben. Und das war so auch dieser Faktor, wo wir gesagt haben „klar, apportieren können ziemlich viele Hunde lernen“, aber dieses ruhig bleiben und dieses keine Angst haben nicht und so ist Wolke, sie ist so unerschrocken. Aber ja, dafür hatten wir es bei der Erziehung mit ihr schwerer. Man musste schon sehr, sehr konsequent und hartnäckig sein und wirklich immer die Oberhand behalten bei so einem Hund. Sonst geht das schief. Das hat auch Frau M. gesagt – das haben wir gut gemacht, das hätte auch schief gehen können, beispielsweise bei anderen, aber bei uns hat sie daran geglaubt.“

I: „Wie erlebtest du die Anforderungen in der Ausbildung?“

B: „Äh, ich hab die ersten Wochen Bücher gelesen ohne Ende, weil man dann doch merkt, wie viel man falsch machen kann und dass es doch wichtig ist, dass man am Anfang keine Fehler macht.

Wenn es um Fachwissen geht und solche Sachen, bin ich eigentlich immer eifrig dabei und habe den Ehrgeiz, das auch richtig zu machen.

Die Ausbildung war so nach und nach (überlegt)...wie haben wir uns denn getroffen (? überlegt) , ich glaube 14-tägig und einmal in der Woche auf dem Hundeplatz, soweit ich mich erinnern kann. Das war ok so. Aber ich habe versucht mir in den ersten Wochen ganz viel Wissen anzueignen, dass diese Anfangsfehler nicht auftreten.

Fehler vermeiden – war auch ein Thema in der Ausbildung und das habe ich mir ganz arg zu Herzen genommen. Weil, wenn man einen Fehler wieder abtrainieren muss, ist das doof. Das Welpentraining hat mir total Spaß gemacht. Bis kurz vor der Prüfung war die Theorie ganz toll, nur das Lernen auf die Prüfung hin, war im Alltag manchmal etwas schwierig unterzubringen. Aber es ging dann auch.“

I: „Waren das Inhalte, die man durch die praktische Tätigkeit schon erfahren hatte, oder eher unbekannte theoretische Inhalte?“

B: „Also, ich hatte viel gelernt und es kam nicht alles dran, was ich gelernt hatte. Aber es kommen auch viele Sachen, die du einfach lernen musst, z.B. Krankheiten und so.

Allerdings kam das dann komischerweise nicht bei der Prüfung vor. Also, theoretisch hätte ich nicht ganz so viel lernen müssen, wie ich es gemacht habe. Viele Sachen sind logisch, aber viele Sachen muss man eben auch lernen. Es ist ja doch sehr vielseitig.“

I: „Welche Aspekte waren dir besonders wichtig bei Wolkes Ausbildung? Auch im Bezug auf das Familienleben mit Pia?“

B: „Am wichtigsten war es uns, die Sicherheit zu haben, dass der Hund niemals der Pia etwas tun würde und dass er akzeptiert, dass die Pia im Stellenwert höher ist!

Das war uns das allerwichtigste. Und diese Vertrautheit kam von allein.

Da hatten wir am meisten Angst, dass ein Kind, das nicht steht, sondern meistens liegt, dass dieses im Rang niedriger angeordnet wird vom Hund. Diese Schwierigkeit war da und deswegen sollte man bei so einem Kind unbedingt einen Welpen nehmen, weil da einfach keine Vorgeschichte vorhanden ist, wo vielleicht irgendwas passiert ist, wo der Hund sich eine Stufe höher fühlen könnte, oder wo er eine negative Erfahrung hatte und dann komisch reagieren würde.

Das ist ja auch der Unterschied zu einer Katze. Eine Katze kannst du nie daran gewöhnen, wenn jetzt z.B. die Pia einen Grabscher mit der Hand machen

würde, oder sich komisch bewegen würde, dann würde die Katze reagieren, wie sie will. Einen Hund kannst du trainieren und erziehen, dass er das nicht macht. Dass er sich dann vielleicht aus dem Staub macht, aber niemals etwas machen würde.“

I: „Du hast ja mit Pia und Wolke eine langjährige Erfahrung gemacht. Hat sich in deiner Einschätzung über die therapeutische Wirkung von Hunden etwas verändert in Hinsicht auf die Beziehung zwischen deiner Tochter und dem Hund?“

B: „Ich würde mich jetzt trauen, das schneller zu machen.

Es ist das Beste, was hätte passieren können, der Therapiehund. Das weiß ich zu 100% - vorher wusste ich das nicht. Und ich würde das immer wieder machen.

(überlegt)...Man traut sich vielleicht vorher nicht, die Verantwortung für einen Hund zu übernehmen. Wenn man ein behindertes Kind hat, ist es schwierig nochmal eine Komponente zu haben, wo man Verantwortung trägt, wo man Zeit aufbringen muss. Auch Geld, klar, man muss auch Geld aufbringen. Die Ausbildung hat auch Geld gekostet. Da war am Anfang vielleicht doch die Unsicherheit da, ob das alles einen Gegenwert hat? Lohnt es sich, dass man so viel Zeit und Geld aufwendet? Und die Verantwortung? Und das ist es auf jeden Fall wert. Das weiß ich jetzt!

(Erkundigt sich nochmal nach der Frage)

Das einzige was sich nicht ergeben hat, wo ich dachte, dass man vielleicht darauf aufbauen kann, ist das Spazieren gehen. Dass ich mit Hund und Pia spazieren gehe, das ist jetzt nicht so der Fall. Das habe ich am Anfang gehofft, dass das in Erfüllung geht – das ist nicht in Erfüllung gegangen. Aber ob wir das jetzt brauchen, weiß ich nicht.

Was mehr in Erfüllung gegangen ist, ist dieses...Pia hat ja solche Übersteigerungen, wie wir schon besprochen haben. Die Ärzte wissen nicht, was es ist, sie lässt sich theoretisch beruhigen, es ist kein richtiger Anfall, aber es ist garantiert eine Art Fehlschaltung im Gehirn, aus der sie alleine nicht rauskommt. Das ist häufig nachts, es ist fast gar nicht mehr. Wenn es ist, dann habe ich den Hund und der Hund geht hin und beruhigt sie in ein paar

Sekunden, wo ich vorher fast eine Stunde gebraucht habe und auch nicht wusste, was ich mit ihr machen soll. Soll ich ihr vorsingen? Soll ich Musik anmachen? Muss ich sie umlagern – und zwar so umlagern, dass sie auf dem Bauch liegt, was ihr ja nicht gefällt. Was mache ich mit dem Kind, dass es sich wieder beruhigt? Ich musste ja die Pia irgendwie aus dieser Situation herausholen, das haben wir ja schon öfters gehabt mit ihr, dass man, wenn sie sich aufregt, sie aus dieser Situation herausnimmt.

Und ich habe eine komplett andere Situation, sobald die Wolke bei ihr liegt. Dann lacht Pia und beruhigt sich. Sie hat ja auch Schweißhände, wenn sie das hat und so ist das in ein paar Sekunden weg. Und dieses Gefühl zu haben, ich habe hier einen Hund, wo Pia sofort reagiert, gibt mir eine ganz große Sicherheit, nimmt mir diesen ganzen Ballast weg, wo ich vorher diese Unsicherheit hatte und wirklich gedacht habe „ohje, was mache ich jetzt?“, das ist eine wahnsinnige Verantwortung. Und dieser Ballast, der fällt nun total weg. Das ist ganz enorm. Also nicht nur, dass Pia sich beruhigt, auch dieser Ballast von mir. Das ist ganz toll.“

I: „So kannst du dich auch eher beruhigen...“

B: „Ja. Ich kann nun ganz ruhig in der Situation bleiben.

Du musst dir vorstellen, du hast einen Berg vor dir und weißt nicht, ob du das Ziel da oben erreichst mit diesem schweren Rucksack. Jetzt hast du aber jemanden, der dir den Rucksack trägt und der dich noch hochzieht. So kommt dir das vor mit dem Hund. Der trägt dir den Rucksack und zieht dich noch hoch und sagt dabei „na, ist doch alles toll“.

Dieser Ballast ist weg, ja es ist wirklich eine Last, weil man wirklich nicht weiß, was man machen soll. Eigentlich ist man überfordert. Man ist überfordert und der Situation nicht Herr. Und mit Hund ist man das ganz schnell. Man hat keine Angst mehr davor, es ist nicht mehr schlimm, wenn sich die Pia aufregt, weil ich ein Mittel dagegen habe. Stell dir mal vor, du hast eine Krankheit und du hast kein Mittel dagegen.“

I: „Wurden die von dir erwünschten Wirkungen erreicht?“

B: „Man kann sich gar nicht vorher vorstellen, was es bewirkt, wenn man es nicht selbst erlebt hat!

Es ist schwierig zu sagen. Also es kommt mehr als erwartet, auf jeden Fall! Aber anders. Man kann sich das gar nicht richtig vorstellen, wenn man das nur liest und sich so damit beschäftigt.“

Eine etwas erschöpfte Wolke

I: „Gibt es Tage, an denen Wolke ihre Ruhe braucht und Abstand zu Pia nimmt?“

B: „Zur Pia nicht. Zu uns schon (lacht).

Im Alltag ist Wolke immer, immer(!) zur Stelle, was Pia betrifft. Du kannst ihren Napf füllen und bringst Pia ins Bett und Wolke frisst ihr Fressen nicht leer, sondern geht zur Pia ohne, dass du etwas sagst. Sie lässt alles stehen und liegen, wenn sie merkt, dass sie bei Pia gebraucht wird und ihre Aufgabe dort ist. Und sie sieht es selber, glaube ich, als Aufgabe: die Begleitung von der Pia. Du musst ihr gar nichts mehr sagen, sie kommt von allein, das ist ganz enorm. Wenn ich jetzt mit der Wolke arbeiten gehe, ist sie danach fix und fertig, dann ist sie k.o. Aber sie ist immer bereit. Also wir haben z.B. im Pflegeheim mehrere Stockwerke und wenn ich in einem Stockwerk war, dann gehe ich ins andere hoch und wenn ich dann von oben nach unten gehe, dann will sie dort noch einmal rein. Sie würde dann nochmal in das EG gehen und weiter machen. Dann sage ich ihr „nee, du hast jetzt Feierabend“, dann geht sie mit. Und dann zieht sie sich schon mal im Schlafzimmer zurück. Und du denkst dann „ja, wo ist denn der Hund?“, aber sobald es an der Tür klingelt und Pia kommt, steht Wolke da. Also, du suchst zwar mal deinen Hund, aber wenn Pia da ist, da begrüßt sie, da kommt sie und ist da.“

I: „Also, Wolke braucht keinen Abstand zu Pia, aber trotzdem kleine Auszeiten...“

B: „Ja, sie legt sich halt mal hin. So lange, wie sie es möchte. Wegen meinem Mann steht sie nicht auf, nur wegen der Pia (lacht)!“

I: „Gibt es Situationen in denen Wolke Stress hat? Wie sehen diese Situationen aus?“

B: „Ich muss aufpassen, wenn ich z.B. in der JULE bin.

Da gibt es viele Kids, Jungs, die sehr, sehr unruhig sind. Und Wolke will immer jedem gefallen und immer jeden beruhigen. Wenn die zu stressig und zu aktiv sind und zu viel durcheinander machen, zu laut sind oder gar nicht wissen wohin. Da habe ich bei der Wolke schon Stress erlebt.

Bei der Pia nicht. Bei der Pia habe ich noch keinen Stress erlebt.“

I: „Was wäre denn wünschenswert, was ihr mit Wolke bei Pia noch erreichen könntet?“

B: „Vielleicht das Spazieren gehen. Das ist immer noch mein Ziel. Dass wir zusammen schön spazieren gehen können. Aber da ist trotzdem der Abend noch nicht erreicht.“

I: „Ja gut, aber du sagst ja selbst immer, dass bei Pia jede Entwicklung viel länger dauert als bei allen anderen...“

B: „Ja und sie bestimmt es selber.“

I: „Vielleicht steckt sie in der Entwicklung schon mitten drin und wir sehen es alle noch nicht.“

B: „Ja, das kann sein.“

I: „Bei anderen Familien (ich denke an eine bestimmte Familie/Verbindung über Schule) hat die Anwesenheit des Hundes keine Auswirkungen auf die Tochter. Was meinst du, woran das liegen könnte?“

B: „Kann ich gar nicht abschätzen. Ich kenne den Hund nicht und die Familie kaum.“

I: „Und...was wären sonst Faktoren, die das Vorhaben misslingen lassen?“

B: „Vielleicht wenn man selber nicht dazu bereit ist, es selber nicht wirklich will. Der Hund muss vermitteln. Und wenn das falsch dargestellt wird, so dass man nur Dinge tun MUSS mit dem Hund. Wenn an dieser Stelle etwas schiefgeht, vielleicht, also wenn es zur Pflicht wird.

Und das ist bei uns gar nicht. Wenn jetzt die Sandra immer mit dem Hund raus müsste, würde es ihr vielleicht auch nicht gefallen. Aber ich mache es ja eh gerne und da kann sie mit, wenn sie will!“

An dieser Stelle haben wir uns kurz (ca. 30 Sekunden) über die oben genannte Familie unterhalten – diesen Inhalt möchte ich nicht darstellen. Wir kamen auf das Thema Hunderassen/Border-Collie.

B: „Also einen Border-Collie hätte ich mir als Therapiehund nicht ausgesucht, weil...sagen wir mal so, Frau M. hat uns vom Border-Collie sofort abgebracht und ich weiß heute warum.

Ich habe mir Border-Collies auch immer wieder angeguckt und kann das jetzt selbst auch abwägen, dass das nicht in Frage kommt, weil: das sind absolute Hütehunde. Die wollen und müssen beschäftigt werden. Die wollen und sollten hüten. Sie sind dauern in der hab-acht-Stellung, „ich muss jetzt gleich was machen“, „mach was mit mir, jetzt sofort“, am besten den ganzen Tag. Ich habe die Border-Collies in Holland erlebt, die haben ihre Herrchen und Frauchen, ihr Rudel nie aus den Augen gelassen, die haben sich im Prinzip nie hingelegt und haben geruht oder geschlafen. Sie waren dauernd in der hab-acht-Stellung und haben per Blickkontakt immer dazu aufgefordert, etwas zu machen.

Wenn du dem Hund nichts zum Hüten gibst und nicht wirklich mit dem Hund etwas machst, glaube ich, dass es mit einem Border-Collie schief gehen kann. Der muss viel denken können und gefordert werden, viel mehr als ein Australien Shepherd. Weil ein Border-Collie, wenn der zu wenig Input kriegt, geht der seinen eigenen Weg. Das ist ja mit allen Hunden so. Aber bei solchen Hunden ist der Weg wahrscheinlich kürzer, dass sie sich dann selbst beschäftigen.

Ein Hund muss ja auch zu dir aufschauen. Sei es denn beim Spazieren gehen und sagen „boah, mein Herrchen macht immer was Tolles, die sind aufregend, an denen muss ich mich orientieren“, und wenn so ein Hund diese Orientierung nicht hat und das gar nicht aufregend findet, was man sonst mit ihm macht, dann geht der seinen eigenen Weg. Und ich kann mir vorstellen, dass vielleicht ein behinderter Mensch für einen Border-Collie nicht aufregend genug ist.“

I: „Du weißt ja, worum es in meiner Arbeit geht. Gibt es noch irgendetwas, was du bedeutend findest und was du ergänzen würdest?“

B: „Ich blättere mal kurz (hatte Unterlagen vorliegen). „Soziale Kontakte“ fällt mir noch ein. Wirklich die ganze Familie hat soziale Kontakte, nicht nur Pia. (überlegt weiter) Nö, eigentlich nicht mehr.“

Nachtrag:

I: „Wie lange ging denn die Grunderziehung, das Welpentraining?“

B: „Ich habe glaube ich nach einem halben Jahr die erste Prüfung gemacht. Das war relativ früh, die meisten machen das später.“

I: „Und danach habt ihr eure spezielle Ausbildung begonnen? Das Welpentraining ist ja die Basis für alle Hunde?“

B: „Ja, aber dadurch, dass du nicht nur auf dem Hundepplatz Training gemacht hast, sondern auch deine Theorie gelernt hast, hast du zuhause auch schon viel Theorie umgesetzt.“

Man hat zwar auf dem Hundepplatz das Welpentraining gemacht, aber dadurch, dass man sich mit der Theorie beschäftigt, versucht man die gleich zu Hause einzubringen.

Nee, es geht schon von Anfang an in die Therapiehund-Richtung. Dieses Grundkonzept soll einfach stimmen. Und ob der zum Schluss ein Kommando mehr oder weniger kann, ist bei einem Therapiehund egal.

Du musst den Therapiehund so machen, wie du ihn brauchst und wie viele Kommandos der dann kann... . Ich kann der Wolke noch unendlich viele

Kommandos beibringen, das ist egal. Aber diese Grundsubstanz muss stimmen.“

I: „Wo schläft Wolke?“

B: „Sie ist oft zum Einschlafen bei Pia, also dass die Pia einschläft. Da ist sie oft und liegt noch ein bisschen im Bett am Fußende. Und dann geht sie irgendwann, wenn sie eingeschlafen ist alleine runter (vom Bett), guckt eventuell nach uns, geht aber gern zu uns ins Schlafzimmer dann.

Ich konnte mir am Anfang nicht vorstellen, dass sie im Schlafzimmer liegt. In der Theorie hieß es, dass man den Hund am Anfang neben das Bett stellen soll. Und da hab ich mir gedacht, dass ich sie irgendwann aus dem Schlafzimmer raus tue. Aber das habe ich nie gemacht. Das Vertrauen, diese Bindung ist schon ganz, ganz toll.

Wolke hat ein ganz arges Vertrauen zu mir. Das weiß ich. Das hat selbst der Tierarzt schon gesagt. Das hat auch viel für mich selbst ausgemacht, dass der Hund Vertrauen hat. Und die Bindung ist auch sehr groß, wenn der Hund viel neben dir schläft.

Außerdem bin ich mir sicher, dass ich den Hund höre, wenn etwas mit der Pia ist. Weil Wolke ja Pia hört.“

I: „Also wenn Pia in ihrem Bett liegt und etwas passiert, dann merkt Wolke das, reagiert darauf und somit wirst du darauf aufmerksam...“

B: „Ja. Sie raschelt dann solange im Körbchen. Man könnte ihr auch noch beibringen, dass sie zu mir herkommt, aber das brauche ich nicht. Ich höre, wenn Wolke extrem in ihrem Körbchen raschelt und ich höre es, wenn mit Pia etwas ist.

Und diese beiden Sachen reichen mir. Also die Wolke muss nicht zu mir herkommen und mich anstupfen, oder mich wach bellen – nein, das muss bei mir nicht sein.

Das könnte man aber dem Hund beibringen. Also, wenn das jemand bräuchte, kann man das machen. Aber wir bringen dem Hund nur das bei, was wir auch brauchen.“

Anhang B: Schriftliche Befragung von Frau M. (erfolgte per E-Mail)

24.11.2011

Sehr geehrte Frau M.,

vielen Dank, dass Sie sich dazu bereit erklärt haben, mich weiterhin zu unterstützen. Ich bin sehr gespannt auf Ihre Antworten, die mir in der Auseinandersetzung mit der Thematik sicherlich sehr weiterhelfen werden.

Viele Grüße aus Reutlingen,

Anne

a) Allgemeine Fragen zur Thematik

1. Wie lautet Ihre persönliche Definition eines Therapiehund-Teams?

Therapiehund-Team: Mensch und Hund bestreiten gemeinsam eine Aufgabe innerhalb einer Institution, oder:

Der TH-Hund gibt einem Menschen seelischen Beistand (Schmusekamerad)

Der BB-Hund vollbringt Dienstleistungen für einen bestimmten Menschen.

2. Worin sehen Sie den Vorteil der Therapie-Begleithund-Teams? Bzw. welche Möglichkeiten stecken in solch einer Arbeit?

Erhöhung von Lebensqualität, Unabhängigkeit von Hilfspersonen, Freiheit ermöglichen, Intimsphäre wahren, Freude schenken, Isolation aufbrechen, Kontakte knüpfen, Mobilität erhöhen, Seelischen Halt spenden... um nur einige zu nennen.

3. Bezeichnen Sie Ihre Arbeit mit den Ausbildungsteams als „tiergestützte Intervention“?

Nein, ich bilde Hund und Mensch dazu aus, o.g. zu tun.

4. In der Literatur existieren viele Modelle und Ansätze als Begründung der Mensch-Tier-Beziehung. Vertreten Sie eine oder mehrere dieser Ansätze und wenn ja, weshalb?

Welchen Ansatz meinen Sie genau?

5. Welche Einsatzgebiete sind denkbar für ein Therapiehundeteam? Bzw. welche erachten Sie als besonders sinnvoll?

TH sind Schmuse- und Streichelhunde, die gezielt in verschiedenen Institutionen und im privaten Bereich eingesetzt werden (z.B. In der Tiergestützten Therapie, Ergotherapie, Logopädie, Psychotherapie, Altenheim, Kinderheim, Jugendstrafanstalt, Schule, Behindertenwerkstatt usw.). Im privaten Bereich bei Menschen mit psychischen Auffälligkeiten, Down Syndrom, Autisten, Epileptikern, Spastikern, Diabetikern usw.

6. Was denken Sie, was die Ursache dafür ist, dass manche Kinder nicht auf ausgebildete Hunde reagieren? Ich denke dabei an ein Mädchen, das ähnlich entwickelt ist wie Pia, grundsätzlich ist sie aber nicht so offen und aufgeschlossen wie Pia und reagiert nicht auf den Hund.

Habe ich noch nicht erlebt und kann ich auch ohne Hintergrundinformationen nicht beurteilen.

b) Ihre Ausbildung

1. Ich habe ja schon etwas über Ihre berufliche Geschichte und Ihr vielseitiges Interesse gehört, gerne würde ich dies nochmal vertieft „hören“. Wie kamen Sie zu Ihrem heutigen Beruf als Tiertrainerin, „Hundeschulrektorin“ und Ausbilderin? Welcher berufliche Werdegang steckt dahinter und welche Kompetenzen haben Sie sich dafür angeeignet?

Seit meiner Kindheit habe ich in der Familie den Umgang mit Hunden kennen gelernt. Seit ca. 35 Jahren habe ich eigene Hunde.

Ich habe mehrere Ausbildungen im sozialen Bereich (Kinderpflegerin, Erzieherin, grad. Sozialarbeiterin). Mit der Zeit wollte ich immer mehr über Hunde erfahren. Mich faszinierte ihr Verhalten und Wesen. So machte ich eine Ausbildung als Heimtierpsychologische Beraterin. Das war mir allerdings zu allgemein und theoretisch. Somit folgte eine Ausbildung als Hundetrainerin (nach der Animal Learn Methode). Danach 2 jährl. Arbeit in einem privaten Tierheim mit Schwerpunkt auf Problemhunde und die Vorbereitung für eine gute Vermittlung der Hunde. Ich erkannte immer mehr, welchen Nutzen Hunde

für besondere Menschen haben können. Ich ließ mich beim Berufsverband für TH- und BB-H als Fachtrainerin für solche Hunde ausbilden. In den meisten Ausbildungsstätten werden die Welpen als Patenhunde 1 Jahr in eine Familie gegeben. Danach kommen sie zurück in die Ausbildungsstätte und werden ca. ein halbes bis dreiviertel Jahr für die jeweilige Aufgabe vorbereitet. Danach kommen sie erst zu ihrem endgültigen Besitzer. Somit müssen diese Hunde einen viermaligen Bindungswechsel durchmachen (Züchter, Patenfamilie, Hundetrainer, Besitzer).

Da ich jedoch mein eigenes Konzept entwickelt habe, beschloss ich meine eigene Therapiehundeschule ‚G...‘ zu eröffnen. Ich bilde den Hund vom Welpenalter an gemeinsam mit seinem dazugehörenden Menschen als TH-Team aus. Das stärkt die Bindung zueinander und ist für viele behinderte Menschen auch schon so etwas wie eine Therapie.

Seit ca. 9 Jahren eigene Therapiehundeschule, in der ich u.a. auch mit ADHS-Kindern und meinen eigenen dafür ausgebildeten Hunden arbeite.

Mitwirkung bei der Tiergestützten Therapie mit Pferden, Eseln, und Hunden, Schulbesuche, Besuchsdienst im Altenheim, Kindergarten, Kindergeburtstagen, Meine TH-Hunde arbeiten u.a. auch bei Kindern mit Down Syndrom, oder Menschen mit Hundeangst.

2. Was denken Sie, sollte ein Ausbilder auf jeden Fall an Qualifikation mitbringen?

Menschenkenntnis, Empathie, fundierte Ausbildung als Hundetrainer, Fachtrainer für TH- und BB-Hunde, Ausbildung in einem Beruf mit pädagogischen und psychologischen Inhalten und Kenntnis über Verhaltensauffälligkeiten und Behinderungen bei Menschen.

3. Sind Sie als Ausbilderin an eine Organisation oder einen Verein gebunden?

Nein, ich arbeite selbständig.

4. Die Entwicklungen in den USA, der Schweiz und Österreich sind ja schon fortgeschrittener und versuchen das Ganze zu vereinheitlichen. Deutschland hat Nachholbedarf – wie wäre die Organisation Ihrer Meinung nach sinnvoll?

Es sollte eine einheitliche Ausbildung und Prüfung für die Ausbilder von TH- und BB-Hunden geben. Ferner sollten die Krankenkassen und/oder Sozialämter die Kosten für einen TH- oder BB-Hund übernehmen, wie sie es ja auch für Blindenhunde machen.

c) Die Ausbildung der Begleithund-Therapie-Teams

1. Sie haben erzählt, dass man die Arbeit mit dem Hund schon sehr früh aufnimmt. Wenn ich mich richtig erinnere ist das in der zehnten bis zwölften Woche? Mit welchen Schritten beginnen Sie in der Regel?

Sozialisation des Welpen von der 8. Woche an, heranzuführen an Um- und Mitwelt.

Spielerisches Einüben des Grundgehorsams.

Schulung des jeweiligen Menschen in Hundehaltung, Erziehung, Lerntheorien, Stressreduzierung, usw.

2. Frage 3c endete mit „...in der Regel“ – kann man bei Ihrer Ausbildung überhaupt von einer Regelmäßigkeit der Ausbildungen sprechen, oder passen Sie die Therapiehund-Team Ausbildung in jedem Fall individuell an?

Jeder Fall ist anders. Ich versuche mich immer in den jeweiligen „Fall“ einzufühlen und die Ausbildung danach aus zu richten.

3. Welche Anforderungen stellen Sie als Ausbilderin an die Personen, die sich von Ihnen ausbilden lassen möchten?

Mithilfe bei der Ausbildung des Hundes: praktisches Üben des von mir vermittelten Wissens. Lernen des theoretischen Stoffes um ein optimales Führen eines TH- od. BB-H. zu gewährleisten. Souveräne Führungsfähigkeiten sollten vorhanden sein oder erworben werden.

4. Könnten Sie den Ablauf einer Ausbildung schildern?

(siehe Infomappe, die ich Ihnen gern zuschicke, wenn Sie mir ihre Adr. senden)

5. Am Ende muss eine theoretische und eine praktische Prüfung abgelegt werden. Was prüfen diese? Wie kann man sich die Prüfungen ungefähr vorstellen?

Im 2. Drittel der Ausbildung wird eine Basisprüfung abgelegt, in der Grundgehorsam und Wesensfestigkeit geprüft werden. Am Ende der Ausbildung liegt eine schriftliche Prüfung über den vermittelten Stoff und eine praktische Prüfung, in der Hund und Mensch zeigen müssen, ob sie sich im Einsatz bewähren.

d) Die Ausbildung des Begleithund-Therapie-Teams Wolke und Andrea

1. Andrea kontaktierte Sie im Laufe des Jahres 2007. Wie waren Ihre Gedanken, als Sie von ihrer Geschichte und dem Alltag von Pia erfuhren?

Ich war sehr berührt vom Einsatz und ihrer Liebe, die Andrea ihrer Tochter entgegenbrachte.

2. Andrea und Wolke haben ein langes Training und Prüfungen hinter sich gebracht. Welche Bezeichnung haben sie nun als Team?

Therapiehundeteam

3. Sie waren von Anfang an Teil dieses Vorhabens und unterstützten die Familie bereits bei der Auswahl des Hundes. Sie sind eine echte Tierkennerin, das sieht man, sobald man Sie im Umgang mit den Hunden erlebt - worauf achtet man in einem solchen Moment? Welche Aspekte betrachten Sie dabei?

Überprüfung des gewünschten Welpens beim Züchter. Wie verhält sich der Welpe im Geschwisterverband, dem Züchter gegenüber und wie geht er auf fremde Menschen zu?

Wie reagiert er z.B. auf laute Geräusche, heftige Bewegungen, lässt er sich ohne Protest hochheben, streicheln, festhalten? Gesamterscheinung, Belastbarkeit und Nervenköstüm werden getestet. Eignet sich genau dieser Welpe (Rasse) für diese Familie?

4. Würden Sie Andreas und Wolkes Ausbildung noch einmal schildern? Wie lief diese ab, auch unter dem Gesichtspunkt „Alltag mit Pia“?

Sozialisierung: Heranführen an die Umwelt, fremde Menschen, Tiere, verschiedene Untergründe erleben.

Geschicklichkeitstraining auf den Geräten auf dem Hundeplatz, Einüben der Grundkommandos, Erfahrung mit Wildtieren, Stadtverkehr, fremde Kinder, Bindungsfestigung zu Pia durch positiven Körperkontakt, Lecken der Hände um Spastiken zu lösen (Hände werden dabei mit einem Tupfer Leberwurst bestrichen). Wolke lernte die Windeln für Pia zu bringen, Gegenstände auf zu heben, mit ihr zu spielen, indem sie z.B. einen singenden Brummkreisel drückte, worüber Pia sich freute.

Wolke begriff schon sehr früh, dass es ihre Aufgabe war, sich um Pia zu kümmern und tat es voller Begeisterung. Sie lässt dafür sogar ihr Futter stehen.

Wir machten Wolke mit und Weide- und Wildtieren vertraut. Sie lernte Verkehrssicherheit in der Stadt. Sozialisation mit anderen Hunden war ebenso ein Trainingsteil. Gewöhnung und Umgang mit Hilfsmitteln Gehhilfen, Rollstuhl, Stöcken usw., eigenartigem Aussehen und ungewöhnliche Bewegung von Menschen, Streicheln ohne Hände (Füße und Kopf) gehörten ebenso zur Ausbildung.

Wolke ist ein sehr persönlichkeitsstarker Hund und braucht immer eine konsequente Führung. Sie handelt aber deshalb auch sehr selbständig und selbstsicher im Umgang mit Pia.

5. Wenn man nun Wolke und Pia betrachtet, was wäre alles denkbar, dass Wolke für Pia tun kann?

Seelische Ausgeglichenheit bringen, Dienstleistungen erbringen, Körperkontakt spenden, spielen, Geborgenheit und Schutz geben, Beruhigen wenn Pia schreit,...

(Andrea kann da sicher noch viel mehr aufzählen, was Wolke im Laufe der Zeit alles Erstaunliches gelernt hat.)

6. Bilden Sie öfter Familienmitglieder wie Andrea aus, bei denen das Kind mit Behinderung Teil der Familie ist? Oder ist das eher ein seltener Umstand, dass z.B. die Mutter selbst eine solche Ausbildung in Angriff nimmt?

Es kommt schon einige Male vor, meistens sind es jedoch nicht behinderte Menschen, die ihren Hund privat oder in Institutionen als TH einsetzen wollen.

e) Die Kosten und der Aufwand

1. Mit welchen Kosten muss man rechnen, wenn man eine Therapiehund-Team-Ausbildung machen möchte?

Die einzelnen TH-Schulen handhaben ihre Ausbildungen sehr unterschiedlich und somit sind auch die Kosten unterschiedlich geregelt, je nach Ausbildungsinhalt und Zeit.

Je nach dem was ein BB-Hund für Dienstleistungen erbringen muss (je länger man für die Erarbeitung dieser Dienstleistungen braucht) richten sich dann auch die Kosten. Es muss jedoch immer mit einigen 1000,-€ gerechnet werden.

2. Welchen Aufwand muss man noch bedenken?

Die Suche nach einem kompetenten Züchter, die Auswahl/Test des Welpen und der Zeitaufwand, z.B. wenn unerwünschtes Jagdverhalten auftritt oder bei Fehlern, die in der Erziehung gemacht werden, verzögert sich die Ausbildung.

d) Der Hund

1. Welche Hunde kommen Ihrer Meinung und Erfahrung nach für eine solche Funktion in Frage?

Grundsätzlich können alle Hunde bei guter Prägung Wesensfestigkeit und Erziehung als TH ausgebildet werden.

Da es aber typische Rasseunterschiede im Verhalten der Hunde gibt, sollte man Rassen nehmen, die gern mit dem Menschen kooperieren, wie z.B. Hütehunde, z.B. Collie, Sheltie, Australian Shepherd, weißer Schäferhund, bestimmte Jagdhunde, wie z.B. Pudel, Golden Retriever, Flat coatet Retriever, Labrador, Magya Vishlar, ferner eignen sich noch Elos. Eurasier, Wäller, Tibet Terrier, Spaniel, Papilion, usw.

2. Auch auf die Befindlichkeit des Hundes muss man strengstens achten. Wann kommt ein Hund an seine Grenzen?

Wenn die Bedürfnisse eines Hundes nicht gesehen und ihnen Rechnung getragen wird. Bei Überforderung des Hundes. Bei Dauerstress in dem der Hund belassen wird, ohne ihm Entspannung zu schaffen.

3. Wie reagiert man darauf?

Den Hund aus der stressenden Situation herausnehmen. Ihm Entspannung gönnen. Ihn nicht zu Handlungen zwingen, die er nicht gern macht.

4. Gibt es weitere Gefahren für das Tier?

Z.B. herumliegende Tabletten beim Besuchsdienst im Altenheim, die er evtl. frisst.

Unsachgemäße Führung bei der der Hund zu Schaden kommen kann. z.B. wenn kleine Kinder mit dem Hund losgeschickt werden, die Gefahren für den Hund noch nicht bewältigen können.